



Leseprobe

Marie Lacrosse

Das Kaffeehaus - Bewegte Jahre

Roman

»Ein beeindruckender und exakt recherchiertes Roman rund um die Habsburger. Ein Lesehighlight welches einen Teil 2 herbeisehen lässt.« *Histo Couch*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 28. September 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Wien in den 1880er-Jahren: Die junge Sophie von Werdenfels flüchtet aus der tristen Atmosphäre ihres Elternhauses so oft wie möglich in die Pracht des Kaffeehauses ihres bürgerlichen Onkels. Dort lernt sie Richard von Löwenstein kennen, einen persönlichen Freund des Kronprinzen Rudolf. Während sich die beiden verlieben, schwärmt Sophies beste Freundin Mary für den verheirateten Kronprinzen. Ungeachtet aller Warnungen Sophies, lässt sich Mary sogar auf eine Affäre mit Rudolf ein. Und niemand ahnt, dass dadurch das Kaiserreich in seinen Grundfesten erschüttert wird ...



Autor

Marie Lacrosse

Marie Lacrosse hat in Psychologie promoviert und arbeitete viele Jahre hauptberuflich als selbstständige Beraterin überwiegend in der freien Wirtschaft. Ihre Autorentätigkeit begann sie unter ihrem wahren Namen Marita Spang und schrieb erfolgreich historische Romane. Heute konzentriert sie sich fast ausschließlich aufs Schreiben. Ihre Trilogie »Das Weingut « wurde ebenso zu einem großen SPIEGEL-Bestseller wie die »Kaffeehaus«-Saga. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in einem beschaulichen Weinort. Weitere Romane der Autorin sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Marie Lacrosse

Das Kaffeehaus
Bewegte Jahre

Roman

GOLDMANN

*Meiner verstorbenen Schwiegermutter gewidmet,
die Wien über alles geliebt hat.*

Wien ist eine Stadt,
die um einige Kaffeehäuser herum errichtet ist ...

Bertolt Brecht

Wie eine Blume sprosst der Mensch auf
und wird gebrochen.

*Grabinschrift der Baroness Mary Vetsera,
Hiob 14,2*

Dramatis Personae

*Es werden nur die handlungstragenden Figuren aufgeführt. Historische Persönlichkeiten sind mit einem * gekennzeichnet.*

Sophies Familie

Komtess Sophie von Werdenfels, genannt **Phiefi**, ältere Tochter des Freiherrn Nikolaus von Werdenfels

Freiherr Nikolaus von Werdenfels, Sophies tödlich verunglückter Vater

Henriette von Freiberg, genannt **Yetta**, geb. Danzer, ehemalige von Werdenfels, Sophies wiederverheiratete Mutter

Arthur, Ritter von Freiberg, ihr zweiter Ehemann und Sophies Stiefvater

Nikolaus, genannt **Nikki**, Sophies älterer Bruder

Emilia, genannt **Milli**, Sophies jüngere Schwester

Stephan Danzer, Henriettes älterer Bruder, Sophies Patenonkel, Besitzer des Kaffeehauses Prinzess

Annerl Danzer, seine jung verstorbene Frau

Richards Familie

Richard von Löwenstein, genannt **Richie**, einziger Sohn einer Nebenlinie des alten Adelsgeschlechtes der Grafen von Löwenstein, Offizier in der k.u.k. Armee und Freund Kronprinz Rudolfs

Eduard von Löwenstein, Richards Vater
Aglae von Löwenstein, seine Mutter
Graf Maximilian von Löwenstein, genannt **Max**, Richards Onkel
und Majoratsherr der Familie von Löwenstein
Graf Adalbert von Thurnau, ein Cousin mütterlicherseits von
Richards Vater
Komtesse Amalie von Thurnau, genannt **Ami**, seine einzige
Tochter
Eleonore, genannt **Lori**, Amalies Mutter, die bei deren Geburt
verstorben ist

Die kaiserliche Familie

Kaiser Franz Joseph I.*, regierender Monarch und Familienober-
haupt der Habsburger
Kaiserin Elisabeth*, genannt **Sisi**, seine Frau
Kronprinz Rudolf*, ihr einziger Sohn
Kronprinzessin Stephanie*, Rudolfs Frau
Prinzessin Elisabeth*, genannt **Erzsi**, Rudolfs und Stephanies
Tochter
Prinzessin Gisela*, älteste Tochter des Kaiserpaars
Prinzessin Marie Valerie*, jüngste Tochter des Kaiserpaars
Erzherzog Franz Salvator*, Marie Valeries Verlobter und späterer
Ehemann
Louise von Sachsen-Coburg*, Schwester der Kronprinzessin
Stephanie
Philipp von Sachsen-Coburg*, Louises Gatte und Jagdfreund
Rudolfs
Erzherzog Albrecht*, Onkel des Kaisers Franz Joseph und ober-
ster Heerführer der k. u. k. Armee; Großonkel und militärischer
Vorgesetzter des Kronprinzen Rudolf
Erzherzöge Franz Ferdinand* und **Otto***, Söhne des jüngeren
Kaiserbruders Karl Ludwig

Gräfin Marie Louise Larisch*, geb. Wallersee, Sisis Nichte
Graf Georg Larisch*, Marie Louises Ehemann
Herzog Max in Bayern*, Kaiserin Sisis Vater
Herzogin Ludovika*, Sisis Mutter

Die Familie Vetsera

Komtess Marie Alexandrine von Vetsera*, genannt **Mary**,
zweitälteste Tochter der Familie und Sophies beste Freundin
Baronin Helene von Vetsera*, Marys Mutter
Baron Albin von Vetsera*, Marys Vater
Ladislaus*, genannt **Laszi**, Marys älterer Bruder
Johanna*, genannt **Hanna**, ihre ältere Schwester
Franz Albin*, genannt **Feri**, ihr jüngerer Bruder
Alexander*, **Aristides***, **Hector*** und **Heinrich Baltazzi***, die
Brüder von Marys Mutter

Weitere Personen von Bedeutung

Herzog Miguel von Braganza*, aus Portugal vertriebener Thron-
prätendent, Verehrer von Mary Vetsera und ein Freund Kron-
prinz Rudolfs
Mizzi Caspar*, Luxusprostituierte und Geliebte Rudolfs seit
Sommer 1886
Olga Popova, Balletttänzerin an der Wiener Hofoper und Ge-
liebte Richards von Löwenstein
Gräfin von Wilczek, eine gute Bekannte von Sophie
Komtess Annelie von Wilczek, ihre ledige Tochter
Irene von Sterenberg (ehemals **Gerban**), Gast im Café Prinzess

Personal

Ida, langjährige Mitarbeiterin in Stephan Danzers Kaffeehaus,
später Mamsell im Haushalt der von Werdenfels

Mina, Aufseherin im Café Prinzess

Hedwig, ehemalige Aufseherin im Café Prinzess

Gruber, erster Diener im Haus Werdenfels

Fräulein Mohr*, Gesellschafterin im Haus Vetsera (der Name
ist fiktiv, da nicht überliefert, die Person ist jedoch historisch
belegt)

der alte Christian*, erster Hausdiener der Vetseras

Agnes Jahoda*, Marys Zofe

Joseph Jahoda*, Agnes Vater, Portier und (fiktiv im Roman)
Kutscher der Vetseras

Johann Loschek*, Rudolfs erster Kammerdiener

Carl Nehammer*, Rudolfs zweiter Kammerdiener

Josef Bratfisch*, Rudolfs privater Leibkutscher; in seiner Freizeit
ein bekannter Heurigensänger und Kunstpfeifer

Weitere historische Personen

von Bedeutung für die Handlung

(in der Reihenfolge ihrer Erwähnung im Roman)

Moritz Szeps*, Freund Rudolfs, Herausgeber des *Neuen Wiener
Tagblatts*

Graf Eduard von Taaffe*, konservativer Ministerpräsident Öster-
reichs ab 1879

Johanna Wolf*, exklusivste Bordellwirtin in Wien

Kaiser Wilhelm I.*, deutscher Kaiser bis März 1888

Kronprinz und späterer Kaiser Friedrich III.*, deutscher Kaiser
von März bis Juni 1888

Otto Fürst Bismarck*, deutscher Reichskanzler

Baron Moritz Hirsch*, jüdischer Bankier und Geldgeber
Rudolfs

Gustav Graf Kálnoky*, Außenminister Österreich-Ungarns ab
1881

Kronprinz und späterer Kaiser Wilhelm II.*, deutscher Kaiser
ab Juni 1888

Graf Carl Albert von Bombelles*, Obersthofmeister des Kron-
prinzen Rudolf und stadtbekannter Lebeamann

Dr. Hermann Widerhofer*, Leibarzt der kaiserlichen Kinder,
später der gesamten kaiserlichen Familie

Graf Leopold Gondrecourt*, Generalmajor und Rudolfs Erzie-
her in Kindertagen

Graf Arthur Potocky*, Stephanies Liebhaber

Engelbert Pernerstorfer*, Mitglied im Abgeordnetenhaus des
österreichischen Reichsrats

Ritter Georg von Schönerer*, Führer der Deutschnationalen und
später der Alldeutschen Vereinigung und glühender Antisemit

Graf Josef Hoyos*, Jagdfreund Rudolfs

Henry Chambige*, gescheiterter französischer Selbstmörder

Professor Eduard Sueß*, Rektor der Wiener Universität und ein
bekannter liberaler Politiker

Prinz Heinrich Reuß*, deutscher Botschafter in Wien im Jahr
1889

Baron Franz von Krauß*, Polizeipräsident von Wien

Tadeusz Ajdukiewicz*, bekannter Wiener Maler

Dr. Heinrich von Slatin*, Sekretär am Obersthofmarschallamt;
mit der Vertuschung der Mayerling-Affäre betraut

Graf Eduard von Paar*, Generaladjutant des Kaisers Franz
Joseph

Gräfin Ida Ferenczy*, ungarische Hofdame und Vertraute Sisis



Prolog

Café Prinzess in Wien

April 1879

»Oh, diese Torte ist ja ganz prachtvoll gelungen, Onkel Stephan!«

Sophie klatschte vor Begeisterung in die Hände. Ihre grünen Augen strahlten mit dem gleichfarbigen Turban des Marzipanprinzen um die Wette. Das Figürchen mit seinen roten Pluderhosen, dem gelben weiten Hemd mit schwarzer Weste und der ausladenden Kopfbedeckung schmückte als Aufsatz eine riesige dreistöckige Torte. Vier Miniaturausgaben, ausgestochen aus gefärbtem Marzipan, zierten jeweils die zehn Zentimeter hohen Seiten der drei nach oben hin kleiner werdenden Stockwerke. Die beiden oberen waren zusätzlich von einem Ring aus kandierten Kirschen und Pistazien umgeben.

»Mein Geschenk zur Silberhochzeit unseres hochverehrten Kaiserpaars.« Stephan Danzer strich seiner achtjährigen Lieblingsnichte liebevoll über die blonden Haare, die ihr, zu zwei dicken Zöpfen geflochten, weit über den schmalen Rücken fielen.

Seit dem viel zu frühen Tod seines geliebten Annerls, das ihren gemeinsamen Sohn mit in die Ewigkeit genommen hatte, lebte Stephan Danzer allein und schenkte seine ganze väterliche Liebe den beiden kleinen Töchtern seiner Schwester Henriette. Vor allem die ältere Sophie, deren Pate er war und die ihn so oft wie möglich besuchte, hatte er in sein Herz geschlossen.

Danzer war der Besitzer des Kaffeehauses Prinzess an der Ecke der Dorotheergasse zum Graben, einer der elegantesten Einkaufsstraßen Wiens. Das Haus in der Dorotheergasse hatte Stephan von seinem Vater geerbt, der die heute stadtbekannteste Lokalität zwar gegründet, aber nie selbst geleitet hatte. Stephans Familie bewohnte die oberen Etagen des Hauses.

Schon als junger Bub hatte Stephan das Nachbarsmädchen Annerl verehrt, die einzige Tochter des Besitzers des Eckhauses zum Graben, eines ehemaligen Palais. Annerl teilte schon als Kind seine Leidenschaft für das Kaffeehaus und hielt sich so oft dort auf, wie es ihr ihre gestrenge Mutter erlaubte. Die ging natürlich davon aus, dass Annerl Stephans sechs Jahre jüngere Schwester Henriette, die ungefähr im Alter ihrer Tochter war, besuchte und dass sich die Mädchen in der Wohnung der Danzers unter der Aufsicht von Stephans Mutter aufhielten.

Doch die fühlte sich durch die Kinder oft gestört und erlaubte ihnen nur zu gern, die Treppen ins Kaffeehaus hinunterzulaufen. Gemeinsam lungerten Stephan, Henriette und Annerl in der Küche oder einer Nische des Gastraums herum und beobachteten die Herren, die oft über einem einzigen Häferl Melange oder Verlängertem stundenlang die Zeitungen studierten.

Als Annerl zwölf Jahre alt war, starb ihre Mutter an einer Lungenkrankheit. Danach gab ihr Vater seine Tochter zu Stephans großer Betrübnis in ein Pensionat für höhere Töchter. Umso größer war seine Freude, als die kaum Sechzehnjährige endlich wieder nach Hause kam, um ihrem nun ebenfalls gebrechlichen Vater den Haushalt zu führen.

Stephan konnte den Abschluss seiner Zuckerbäckerlehre in der renommierten Konditorei Gerstner in der Kärntnerstraße kaum abwarten, um endlich um Annerls Hand anzuhalten. Zu seiner übergroßen Freude sagte sie Ja und brachte als Mitgift bereits das Haus am Graben, welches ihr der sieche Vater vermacht hatte, mit in die Ehe.

Einige Jahre später verstarb auch Annerls Vater. Nun konnten die beiden ihren Traum verwirklichen, das Kaffeehaus in der Dorotheergasse um ein elegantes Konditor-Café zu erweitern, dessen Eingang zum Graben hin lag. Ein Mauerdurchbruch verband das Café mit den Räumen des ursprünglichen Kaffeehauses.

Das Kaffeehaus hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht von vielen anderen Kaffeehäusern Wiens unterschieden. Es bot neben den üblichen Kaffeesorten ein paar einfache Mehlspeisen wie Apfelstrudel oder Buchteln an, außerdem kleine Gerichte wie Schinkensemmeln und Würstel.

Die Besucher waren ausschließlich Männer. Denn anders als im Café durfte dort nach Herzenslust geraucht werden. Natürlich gab es Zeitungen und Zeitschriften aller Art, und natürlich konnte sich jeder Besucher dort so lange aufhalten, wie es ihm genehm war. Auch wenn er lediglich einen Kleinen Schwarzen konsumierte.

Schnell stellte sich heraus, dass das Café eine eigene Backstube brauchte, in der Stephan sein Talent als Zuckerbäcker zur Gänze ausschöpfen konnte. Diese wurde im Souterrain eingerichtet, wo er genug Platz für seine zahlreichen Gerätschaften hatte.

Wer Danzer zum ersten Mal sah, hätte ihn eher für einen Schlachtermeister gehalten als für einen der begnadetsten Zuckerbäcker Wiens. Mit seinen fleischigen Händen formte er aus Teig und allerlei Zuckerwerk die filigransten Kunstwerke.

Annerls und Stephans Glück wäre vollkommen gewesen, hätte der ersehnte Nachwuchs sich endlich eingestellt. Doch erst neun Jahre nach der Hochzeit wurde Annerl zum ersten Mal schwanger.

Ihr Zustand hinderte sie allerdings nicht daran, sich mit der für sie charakteristischen Leidenschaft der kostspieligen Neuausstattung des Cafés zu widmen. Diese sollte dem Haus endgültig einen Rang unter den ersten Zuckerbäcker-Adressen Wiens

sichern. Schließlich lag das Etablissement von Ch. Demel's Söhne, kurz Demel genannt, nur wenige Gehminuten entfernt am Michaelerplatz gegenüber der Hofburg. Dem Café war zudem bereits der k.u.k. Hoflieferantentitel verliehen worden, von dem die Danzers damals noch träumten.

»Gefällt dir mein Werk?«, versicherte sich Danzer nun überflüssigerweise noch einmal der Bewunderung seiner Nichte.

»Oh ja! Die Mokkaprinzentorte ist wunderschön! Aber«, Sophie nutzte die Gunst des Augenblicks, »wann darf ich denn einmal ein Stückerl davon probieren?« Sie hob ihren treuherzig bittenden Blick zur massigen Gestalt ihres Onkels empor.

Die Idee zur »Mokkaprinzentorte«, der herausragenden Spezialität des Cafés Prinzess, verdankte Danzer ebenfalls seiner verstorbenen Gattin. Selbst als Annerls Schwangerschaft immer beschwerlicher wurde, sodass sie das Bett hüten musste, ruhte ihr Geist nicht. »Wir brauchen eine ganz besondere Torte, die jedermann nur mit dem Café Prinzess in Verbindung bringt«, erklärte sie ihrem überraschten Gatten eines Abends, als er neben ihrem Krankenbett saß. »Und ich habe auch schon etwas im Sinn, was so leicht von niemandem übertroffen werden kann.« Dann begann sie, Stephan ihren Plan zu erläutern.

Auf einer Reise nach München hatten die beiden vor einigen Jahren eine Torte gekostet, an die Annerl sich später immer wieder erinnert hatte. Sie bestand aus verschiedenen Biskuitböden und Buttercremeschichten und hatte beiden damals ausgezeichnet gemundet. Von ihrem Krankenbett aus entwickelte sie nun gemeinsam mit Stephan ein an diese Köstlichkeit angelehntes Rezept, das er dann tagsüber immer wieder ausprobierte. Abends brachte er Annerl eine Kostprobe der Torte, die sie unzählige Male verwarf, bis sie beide endlich zufrieden waren.

Entstanden war schließlich eine im Aufbau ähnliche, doch im

Geschmack ganz andersartige Torte als die damals in München verkostete. Ihr Aroma erhielt sie vor allem durch die Zutat des berühmten Wiener Kaffees, den es in der ganzen Hauptstadt mittlerweile in unzähligen Variationen gab.

Sechs hauchdünne Biskuitböden wurden mit köstlicher Mokkabuttercreme bestrichen und übereinandergelegt. Der letzte Boden wurde, genauso wie die gesamte Torte, zusätzlich mit einer Marzipanschicht überzogen, die mit Kakaopulver hellbraun gefärbt und geschmacklich verfeinert war. Verziert wurde das Werk zunächst mit Mokkabohnen aus Bitterschokolade, Mandeln und Tupfern aus Schlagobers.

Zwar sprachen die Gäste des Cafés Prinzess der Torte von Anfang an zu. Deren Triumphzug erlebte Annerl zu Stephans großer Trauer allerdings nicht mehr mit. Im achten Monat ihrer Schwangerschaft erlitt sie eine Totgeburt und starb wenige Stunden später an ihren nicht zu stillenden Blutungen.

Mehr denn je hatte sich Stephan nach diesem entsetzlichen Verlust in die Arbeit gestürzt. In kürzester Zeit verhalf er dem Café Prinzess zu einem Bekanntheitsgrad, der durchaus mit dem des Demel und des zweiten k. u. k Hoflieferanten, der Konditorei Gerstner, mithalten konnte. Dabei spielte die Prinzess-Torte, wie Danzer sein Werk zunächst nannte, keine unerhebliche Rolle. Dennoch schien noch etwas zu fehlen.

Die zündende Idee war Stephan Danzer dann im vergangenen Jahr gekommen, als der einzige Sohn Kaiser Franz Josephs, Kronprinz Rudolf, im August 1878 seinen zwanzigsten Geburtstag feierte. Er sandte eine seiner Prinzess-Torten an das allmächtige Obersthofmeisteramt und ließ nachfragen, ob er die Torte zu Ehren des Thronfolgers in Zukunft »Kronprinz-Rudolf-Torte« nennen dürfe.

Diese Bitte wurde zwar letztlich abschlägig beschieden, da sich dies mit der Würde des Kaiserhauses nicht vereinbaren ließe, lautete die Antwort. Aber das Glück war Stephan Danzer trotzdem hold.

Durch ein Missgeschick in der Hofküche hatte es zum festlichen Diner des Kaisers, zu dem auch einige Gäste geladen waren, ausgerechnet an diesem Tag an Nachspeisen gefehlt. Der Obersthofmeister erinnerte sich an Danzers Präsent, das alsbald an der hochherrschaftlichen Abendtafel serviert wurde und sowohl dem Kronprinzen als auch dem Kaiser höchstpersönlich vorzüglich mundete. Als es zu kaiserlichen Nachbestellungen kam, bewarb sich Danzer sofort um den Titel des Hoflieferanten, den ihm das Obersthofmeisteramt nur wenige Wochen später zuerkannte.

Diesen Titel ließ sich der Hof mit einer Taxe von fünfhundert Gulden zwar teuer bezahlen. Er wurde aber gleichwohl nur wenigen ausgewählten Unternehmen verliehen. Daher war der Titel aufgrund der damit automatisch verbundenen illustren Kundschaft aus dem ganzen Hochadel und dem oft neu geadelten Großbürgertum die Garantie für eine glänzende wirtschaftliche Zukunft.

Dennoch wurmte Danzer die Ablehnung seiner Bitte, die Torte nach Kronprinz Rudolf benennen zu dürfen. Eine alternative Namensidee kam ihm, als er in einer bekannten Porzellanhandlung edles Geschirr für sein Café erwerben wollte und dabei die bunt bemalte Figurine eines Mohren aus Meißner Porzellan entdeckte.

»>Mokkaprinzentorte<! Das wäre doch ein veritabler Name«, murmelte er halb laut vor sich hin, um sich nur wenige Stunden später in seiner Backstube mit der Nachbildung der Figurine, die er sofort erworben hatte, aus seinem feinen und selbstverständlich hausgemachten Marzipan zu befassen. Nach einer durchgearbeiteten Nacht war es so weit: Nun schmückten die farbigen Marzipanprinzen jede seiner berühmten Mokkatorten und verhalfen dem Gebäck damit weit über die Wiener Grenzen hinaus zu Ruhm.

Zumal es der ewig rührigen Konkurrenz bislang nicht gelungen war, den einzigartigen Geschmack der Torte nachzuahmen.

Das Rezept, insbesondere die Zusammensetzung der verwendeten Gewürze für die Füllung, hütete Danzer wie seinen Augapfel und rührte die Mokka-Buttercreme bis zum heutigen Tage stets eigenhändig an.

Jetzt lächelte er seiner Nichte Sophie liebevoll zu und drohte ihr spielerisch mit dem Zeigefinger. »Du weißt doch, mein Schatzerl, dass zu viel Kaffee in der Torte verarbeitet ist, um sie Kindern anbieten zu können. Wenn du zwölf Jahre alt bist, darfst du so viel davon essen, wie du nur magst. Ich backe dir sogar eine ganze Torte zu deinem Geburtstag.« Trotz dieses großzügigen Angebots verzog Sophie ihre vollen roten Lippen zu einem Schmollmund.

»Schau her!«, versuchte Danzer, die Enttäuschung des Mädchens zu lindern. »Hier in der Vitrine sind so viele köstliche Torten und Mehlspeisen. Du kannst ein Erdbeercreme-Schiffchen haben! Oder wie wäre es mit diesem köstlichen Blaubeerstrudel mit Schlagobers? Es gibt auch frische Marillenknödel mit Butterbröseln in der Küche. Die hast du doch so gerne. Und heiße Schokolade dazu, so viel du magst.«

Doch wenn es eine gänzlich unweibliche Eigenschaft seiner noch kindlichen Nichte gab, dann war es Sophies Dickköpfigkeit. Störrisch schüttelte sie zu jedem seiner Angebote den Kopf, dass die blonden Zöpfe nur so flogen.

»So lassen Sie sie doch in die Backstube gehen und dem Toni über die Schulter schauen! Er macht doch gerade die Mokka-prinzentörtchen für das Silberhochzeitsbuffet. Wenn ihm da eins misslingt, kann Phiefi« – das war Sophies Kosename seit dem Kleinkindalter – »doch zumindest ein Stückerl davon naschen. Dann weiß sie wenigstens, wie die Torte schmeckt!«

Wieder klatschte Sophie vor Freude in die Hände. »Oh ja, liebe Tante Ida. Das wäre so fein!«

Unbemerkt war Ida, die ältliche Frau, die seit über zwanzig Jahren die Kasse bediente, zu den beiden getreten. Sie gehörte

quasi zum Hausinventar und hielt Stephan Danzer unverbrüchlich die Treue. Man munkelte, die um einige Jahre ältere, ledige Ida sei seit jeher unsterblich in Danzer verliebt.

Nun erwiderte die gutmütige, pausbäckige Frau Sophies Strahlen. »Also, Herr Danzer!«, mahnte sie den immer noch zögernden Zuckerbäcker. »Nun geben S' Ihrem Herzen einen Stoß. Sie wissen doch, wie gern Phiefi in der Backstube hilft.«

Danzer seufzte. »Nun gut«, gab er schließlich nach. »Aber du musst mir zweierlei versprechen, Sophie!«, mahnte er sie ungewohnt streng unter Verzicht auf ihren Kosenamen. »Du ziehst dir nicht nur die übliche Schürze an, sondern versteckst deine Haare zur Gänze unter einer weißen Haube, wie es auch meine Zuckerbäcker tun. Es ist eine große Ehre für mich, dass ich den Auftrag erhalten habe, das Dessert-Bufferet zum Silberhochzeitsmahl mit kleinen Mokka-Prinzentörtchen zu bestücken. Undenkbar, wenn da ein Haar in den Teig oder die Creme fallen würde. Und«, er hob die Hand, als Sophie ihm schon ihr Versprechen geben wollte, »du verhältst dich mucksmäuschenstill und störst niemanden. Du schaust einfach nur zu!«

Sophie nickte etwas eingeschüchtert. Selbst jedes Kind in Wien wusste, dass das Kaiserpaar in dieser Woche seine Silberhochzeit feierte. Die ganze Stadt fieberte dem Ereignis entgegen, insbesondere dem großen Festzug, den der bekannte Künstler Hans Makart zu Ehren von Franz Joseph und Sisi gestaltet hatte, wie Kaiserin Elisabeth nicht nur im engen Familienkreis, sondern auch vom Volk genannt wurde.

Ida half Sophie in eine übergroße Kittelschürze und verbarg deren Zöpfe unter der Haube. Dann führte sie das Mädchen die Hintertreppe hinab in die Backstube.

»Servus, Toni«, grüßte sie den Zuckerbäckermeister, der mittlerweile, zu Stephan Danzers großem Leidwesen, den größten Teil seiner ehemaligen Tätigkeiten übernommen hatte. Aber nach dem Tod seiner Frau erlaubte die Führung des Cafés

Prinzess seinem Besitzer nur noch in Ausnahmefällen, selbst in der geliebten Backstube zu werkeln. »Hier bringe ich dir die Phiefi. Sicherlich ist sie euch eine große Hilfe!« Sie zwinkerte Toni zu.

»Aber«, wollte Sophie eingedenk des Versprechens an ihren Onkel, möglichst unbemerkt zu bleiben, schon einwenden, als Ida ihr einen Finger auf den Mund legte. »Pscht! Du willst doch nicht nur allen nutzlos im Wege stehen. Was der Onkel nicht weiß, macht ihn nicht heiß.«

»Also«, wandte sie sich noch einmal an den Zuckerbäckermeister, »gib der Phiefi was G'scheites zu tun. Du weißt ja, wie gut sie sich in allem anstellt.« Mit diesen Worten huschte Ida die Treppe wieder hinauf.

»Tjaaa ...« Toni musterte Sophie mit gespielt angestrenzter Miene. »Was könntest du denn wohl helfen? Ach, jetzt weiß ich's!« Er schlug sich mit seiner bemehlten Hand an die Stirn, die dort eine weiße Spur hinterließ. »Markus!«, rief er alsdann dem Lehrbuben zu. »Zeig Phiefi doch mal, wie sie die Böden für die Torterln mit ausstechen kann.«

Schon wenig später beugte sich Sophie mit vor Anstrengung gerunzelter Stirn über die rechteckigen Biskuitböden und versenkte das kreisrunde Ausstechförmchen vorsichtig in das duftende, noch lauwarme Backwerk.

»Schau, dass des Formerl ganz dicht an' letzten Ausstich setzt, damit nur a bisserl Teigboden verlör'n geht«, meinte Markus und zeigte ihr, wie es ging. »Die übrig' bliebenen Bröseln dürf'n mir nachher mit Schlagobers essen. Und wenn'st a ganze Lag' ausg'stochen hast, löst die Torterl-Böden ganz achtsam mit'm Schieber raus. Schau, so geht's! Musst aufpassen, dass der Boden ned zerbricht, sonst können mir'n nimmer verwenden. Dann legst die Torterln da auf's g'fettete Papier. Der Toni und der Willi setzen's dann später mit der Mokka-creme z'sammen.«

»Gut machst des, Phiefi! Wärs a gute Zuckerbäckerin! Schad,

dass des ned möglich is«, lobte Markus sie zu ihrer Freude nach ihren ersten erfolgreichen Versuchen.

»Warum denn?«, protestierte Sophie umgehend. »Wenn ich erwachsen bin, will ich dieses Handwerk auch erlernen!«

Markus grinste. »A gnä's Fräulein wie du kann nie und nimmer an Beruf erlernen!«, belehrte er sie. »Scho gar ned a ehrbar's Handwerk!«

Das werden wir schon noch sehen!, schoss es Sophie durch den Kopf. Am liebsten hätte sie vor Zorn mit dem Fuß aufgestampft. Im letzten Moment erinnerte sie sich jedoch an das Versprechen, das sie ihrem Onkel Stephan gegeben hatte, und beherrschte sich. Trotzig wandte sie sich wieder dem Ausstechen der Böden für die Törtchen zu und erwiderte nichts mehr auf Markus' letzte Bemerkung.

Der merkte natürlich, dass sie sich über ihn geärgert hatte. »Magst mir später auch dabei helfen, die Marzipanprinzen ausstechen?«, fragte er sie nach zehn Minuten verbissenen Schweigens. »Schau, der Meister rollt die Mass' scho aus.«

»Oh ja!«, jubelte Sophie, deren Zorn meist genauso rasch wieder verrauchte, wie er aufkam.

»Musst's genauso machen wie mit die Böden«, zeigte ihr Markus schon wenig später, was sie zu tun hatte. »Die Blechformerln zum Ausstechen von die Prinzen sind natürlich a Spezialanfertigung für's Café Prinzess. Die gibt's in a paar Größen. Für die Torterln verwenden wir in diesem Fall die mittelgroßen.« Er hielt eins der Förmchen in die Höhe.

»Aba musst achtgeben, dass die Mass ned an der Ausstechform hängenbleibt und der Turban oder die Schnabelschuh abbrechen. Damit des ned passiert, tauchst des Formerl z'erst immer ins Wasser!«

Tatsächlich brauchte Sophie diesmal ganze fünf Versuche, bis sie den Bogen heraushatte. Zum Trost durfte sie die in den Ausbuchtungen des Förmchens hängen gebliebenen Marzipanstückchen naschen, während die verunstalteten Prinzen zusam-

mengedrückt und wieder in die Schüssel mit dem Marzipanteig wanderten, um erneut geknetet und ausgerollt zu werden.

Schließlich war auch diese Arbeit getan. Fünzig Prinzen warteten nun auf ihre Bemalung. Zu ihrem Bedauern durfte Sophie dabei nur zusehen.

Stauend verfolgte sie, wie Toni zunächst die Konturen der Mokkaprinzinnen mit einem dünnen Pinsel und schwarzer Farbe aufzeichnete. »Was verwendet er da?«, konnte sie ihre Neugier nicht bezähmen, obwohl sie versprochen hatte, still zu sein.

»Des is Hollersaft«, flüsterte Markus zurück. »Kirschsafft nehmen mir für die Hosen, Safran für's gelbe Hemd, Spinatsafft für'n Turban.«

»Igitt!«, schreckte Sophie zurück. Sie hasste Spinat.

Markus grinste. »Des is aba alles mit Honig g'süßt und mit Maismehl an'dickt. Des schmeckst nimmer mehr raus.«

Fasziniert beobachtete Sophie, wie aus dem ausgestochenen Marzipan die typischen Mokkaprinzinnen entstanden. Toni arbeitete rasch. Nachdem das Kostüm fertig war, erhielt jeder Mohr zuletzt sein braunes Gesicht. »Braun ist leicht«, mutmaßte sie. »Dafür nehmt ihr sicher Kaffee!«

Markus schüttelte den Kopf. »Na, Kakao färbt besser braun als wie Kaffee.«

Zwei vorsichtig in die Masse gedrückte Hagelzuckerstückchen bildeten die Augen, ein Strich mit der Kirschfarbe den breiten roten Mund. Schon war ein Mohr fertig.

»Jetzt muss des alles noch a paar Stund' trocknen«, erklärte Markus ihr schließlich. »Dann legen mir die Prinzen auf die fertigen Torterln.«

Die unerwartete Enttäuschung verengte Sophies Kehle. Also würde es heute gar keine Pannentörtchen geben, von denen sie kosten konnte.

Toni betrachtete sie aufmerksam. »Was für a Laus is dir denn jetzt über die Leber g'laufen, Phiefi?«, fragte er. »Hat's dir bei uns ned g'fallen?«

»Doch sehr!«, beeilte sich Sophie zu versichern. »Ich dachte nur ... ich hoffte ...« Sie stammelte und suchte nach den richtigen Worten.

Ob Toni ahnte, was sie bewegte, oder ob es einfach dem Zufall geschuldet war, um sie abzulenken, ließ sich später nicht mehr ausmachen. Jedenfalls meinte er gutmütig: »Also, fertig wer'n die Torterln erst morgen. Heut Nacht stehn's noch in der Kühlkammer. Aba paar sind beim Z'sammsetzen von die Böden zerbrochen. Magst einmal kosten?«

Sophie nickte begeistert. Mit geschlossenen Augen ließ sie den ersten Bissen auf der Zunge zergehen. Zu ihrer Überraschung schmeckte er leicht bitter.

Toni und Markus grinsten, als sie die Augen wieder öffnete. Offensichtlich waren sie nicht überrascht. »Musst Kaffee mögen, damit'st uns're Mokkaprinzentorte genießen kannst«, sagte Toni. »Vielleicht bist dafür noch a bisserl zu jung!«

»Ich bin nicht zu jung«, antwortete Sophie trotzig. »Es schmeckt ganz vorzüglich, und ich bitt recht schön um ein weiteres Stück.«

Achselzuckend kam Markus ihrer Bitte nach. »Wenn's ganz mit Marzipan überzogen is, schmeckt 's auch süßer.«

»Ich sagte dir doch, es ist ganz vorzüglich«, beharrte Sophie gestelzt. Tatsächlich schmeckte ihr der zweite Bissen besser, ob nun aus Einbildung oder aus Gewöhnung.

In diesem Augenblick begannen die Glocken des Stephandoms zu läuten. »Ach Gott!« Sophie schlug sich vor Schreck die Hand vor den Mund. »Es ruft schon zur Vesper. Der Papa wird jeden Augenblick da sein, um mich abzuholen.«

Da kam auch schon Ida die Treppe hinunter. »Spute dich, Kind!«, mahnte sie. Noch während Sophie die Schürze abband, fuhr der Einspanner ihres Vaters vor.

»Und, hattest du einen schönen Nachmittag, Phiefi?«, fragte Nikolaus von Werdenfels, als sie gemeinsam in der Kutsche saßen.

Sophie schmiegte sich an ihn und genoss den vertrauten Duft nach Eau de Cologne und Tabak. »Ja, Papa. Es war ganz herrlich! Ich habe in der Backstube geholfen und die Mokkaprinzentorte gekostet. Sie ist bitter, aber ich werde mich schon noch an den Geschmack gewöhnen, wenn ich erst einmal erwachsen bin.«

»Ja, das denke ich auch!« Ihr Vater lächelte und drückte ihr einen Kuss auf den Scheitel.

Es war einer der letzten glücklichen Tage in Sophies Kindheit.

Teil 1

Ouverture



Kapitel 1

Prag

Herbst 1879

»Nun komm, mein Schatzerl! Zier dich nicht so!«

Weinselig zerrte Richard von Löwenstein das Prager Schankmädchel auf seinen Schoß und versuchte, ihm seine Hand ins Mieder zu schieben. Eine schallende Ohrfeige war die Folge.

Während sich Richard unter dem Gelächter seiner Offizierskameraden die brennende Wange hielt und den Kopf hin und her schüttelte, um das Dröhnen in seinem Ohr loszuwerden, befreite sich die junge Frau und stürzte davon. Wenig später erschien der Wirt des Gasthauses an ihrem Tisch.

»Meine Herren!« Sein verkniffener Gesichtsausdruck strafte seine unterwürfige Verbeugung Lügen. »Ich bitte recht schön darum, meine Schankmädchen nicht zu belästigen. Dies ist ein ehrbares Haus. Wenn Sie andere Dienste als die meinen in Anspruch nehmen möchten, finden Sie das nächste Hurenhaus gleich zwei Straßen weiter.«

Er wollte gerade nach dem leeren Weinkrug und den irdenen Bechern greifen, die das Mädchen hatte abräumen wollen, als sich Richard des Gefäßes bemächtigte. »Ohnehin ist gleich Sperrstunde.« Der vierschrötige Mann verbeugte sich noch einmal. »Ich darf nun abkassieren und danke für Ihren Besuch.«

Mürrisch griffen die drei Offiziere des 36. k.u.k. Infanterieregiments nach ihren Börsen und warfen einige Münzen auf den Tisch.

»So ein Spaßverderber! Mitternacht ist kaum vorüber.«

»Es ist halt a Jud, Schurli!«, besänftigte ihn sein Kamerad mit spöttischer Stimme. »Und du, Richie«, wandte er sich an Richard, »hast wohl eine seiner Töchter erwischt. Du weißt doch, dass das Judenvolk so was nicht leidet.«

Damit spielte er auf die stadtbekannteste Geschichte an, dass sich Kronprinz Rudolf, der Kommandant ihres Regiments, höchstpersönlich in ein Judenmädchen verliebt hatte, das seine Gefühle auch erwiderte. Dessen besorgte Eltern hatten es daraufhin allerdings in aller Eile aufs Land geschafft und mit einem alten Krämer ihrer eigenen Glaubensrichtung verheiratet, damit es seine Unschuld nicht an den Kronprinzen verlor. Wie es hieß, hatte das Mädchen das nicht verkraftet und war kurz nach der Hochzeit an einem Nervenfieber gestorben. Im Regiment ging das Gerücht um, dass der Kronprinz untröstlich über den Tod der Geliebten sei.

»Ja, hier nutzt dir auch dein ›Löwenherz‹ nichts«, grinste der Schurli genannte Mann. »Löwenherz« war Richard von Löwensteins Spitzname. Aufgrund seines oft an Tollkühnheit grenzenden Wagemuts trug er ihn bereits seit ihrer gemeinsamen Kadettenzeit in der Theresianischen Akademie, die in Wiener Neustadt lag und als die beste im ganzen Kaiserreich galt.

»Halt 's Maul, Schurli!« Richard schüttelte auf dem Weg nach draußen wegen des Dröhnens in seinem Ohr noch immer den Kopf hin und her. »Und du auch, Ferdi!«, schnauzte er auf der nächtlichen Straße seinen zweiten Kameraden an, der ihn grinsend musterte.

Ferdi schlug Richard auf die Schulter. »Nun hab dich nicht so, Richie! In unserer ersten Schlacht wirst du Schlimmeres aushalten müssen. Doch der Vorschlag des Juden ist gut. Lass uns noch im Puff von Madame Albertina einkehren!« Er griff sich in den Schritt und rieb sein Gemächt unter der Uniformhose aus blauem Tuch. »Die Huren dort sind vom Feinsten!«

»Und völlig verseucht, wie es heißt!« Schlagartig war Richard nüchtern. »Da hat sich schon so mancher den Tripper oder noch Schlimmeres geholt.«

»Ach was!«, wehrte Ferdi ab. »Wir sehn uns halt vor!«

Richard lag schon die Frage auf der Zunge, wie sie das denn bewerkstelligen wollten, als er an den lüsternen Mienen seiner Kameraden sah, dass sie durch keinen Einwand von ihrem Entschluss abzubringen waren.

»Ich muss schon in ein paar Stunden auf dem Exerzierplatz stehen«, wehrte er daher ab. Dieses Argument war eigentlich unsinnig, denn auch Schurli und Ferdi, beide Leutnants wie er, würden zur selben Uhrzeit um sechs Uhr früh mit ihren Kompanien antreten müssen.

»Ich geh dann mal zurück ins Quartier!«, kam er diesem Einwand zuvor und wandte sich zum Gehen. »Macht's gut und seid achtsam!«, rief er den beiden noch über die Schulter hinweg zu. Achselzuckend trotteten sie in die andere Richtung davon.

Richard atmete tief durch und schüttelte ein letztes Mal den Kopf wegen seines immer noch rauschenden Ohrs. Abfuhr wie die, die er sich soeben von der jüdischen Wirtstochter geholt hatte, war er an sich nicht gewohnt. Mit seiner schlanken, aufgrund des vielen Exerzierens muskulösen Gestalt, den dunkelbraunen Haaren und Augen galt er als »fesch«, zumal wegen seiner noch hinzukommenden stattlichen Größe von über ein Meter achtzig. Der kleine Schnauzer in Kombination mit der weißlichen Narbe auf der linken Wange, dem Ergebnis einer außer Kontrolle geratenen Fechtübung in der Militärakademie, verlieh seinem Gesicht zudem etwas Verwegenes.

»Du siehst aus wie ein Pirat!«, hatte ihm schon so manche seiner Liebschaften bescheinigt.

Mithilfe seines guten Aussehens machte er so aus der Not eine Tugend. Denn anders als seine Offizierskameraden, die allesamt aus reichen adligen oder großbürgerlichen Elternhäusern stammten, war Richard auf seinen schmalen Leutnantssold

angewiesen, der kaum einhundert Gulden pro Monat betrug. Damit konnte man keine großen Sprünge machen, musste er davon doch auch seine Ausrüstung instand halten, seinen Bur-schen entlohnen und sich ab und an eine anständige Mahlzeit gönnen, um dem Kasernenfraß zu entgehen.

Gar nicht zu reden von den üblichen Saufgelagen, bei denen er nicht zurückstehen wollte, waren ihm doch schon Besuche in den Spielhöhlen und Freudenhäusern aufgrund seiner klammen Finanzen versagt.

Insbesondere die Letzteren hatte Richard zum Glück auch nicht nötig. Denn die Herzen der einfachen Kleinbürgermäd-chen, an die er sich in der Regel hielt, flogen ihm zu. So konnte er seine Bedürfnisse als junger Mann von neunzehn Jahren auch in dieser Hinsicht befriedigen, ohne dass ihn dies mehr kostete als kleine Blumenbuketts und ein paar Schachteln Kon-fekt.

Zudem blieb er gesund und ersparte sich die langwierigen und schmerzhaften Behandlungen, die venerische Krankheiten nun einmal nach sich zogen. Wobei die »Franzosenkrankheit«, also die Syphilis, nicht einmal mit den Quecksilberkuren, bei denen einem häufig die Haare und Zähne ausfielen, völlig ge-heilt werden konnte.

Auch bildete sich Richard etwas darauf ein, noch keins der Mädchen geschwängert zu haben. Das lag vor allem daran, dass er sie in der Regel rasch wieder fallen ließ, nachdem er sie ver-führt hatte. Um die zerstörte Jungfräulichkeit, den beschädigten Ruf und die gebrochenen Herzen seiner Verflorenen scherte er sich wenig. Er war ein Leutnant Seiner Majestät, Kaiser Franz Joseph, noch dazu von uraltem Adel! Keins der jungen Dinger, die sich ihm leichtfertig hingaben, konnte im Ernst damit rech-nen, dass er sie zum Traualtar führen würde. Zumal er sich hü-tete, derartige Versprechungen zu machen, worauf er sogar stolz war.

»Ich kriege die Madl auch ohne so einen verlogenen Schmus

herum!«, pflegte er, bei seinen durchaus neidischen Kameraden mit seinen Eroberungen zu prahlen.

Nun schlug Richard den Weg zu seiner Kaserne ein. Der führte ihn zunächst ein Stück weit in Richtung des Hradschins, der Burg der ehemaligen böhmischen Könige, wo auch der Kronprinz mit seinem Gefolge residierte.

Ihn kannte Richard bislang nur flüchtig. Seit er vor sechs Monaten nach Prag versetzt worden war, hatte er ihn lediglich auf einigen Empfängen für die Offiziere seines Regiments, die der leutselige Kronprinz ab und zu abhielt, kurz und nichtssagend gesprochen. Bei dem Manöver im Sommer sah er ihn als Kommandanten nur aus der Ferne. Zu mehr hatte es bislang nicht gereicht. Denn zu den Treffen im kleineren Kreis, zu denen Rudolf einige seiner Offiziere wöchentlich einlud, wurde er nicht gebeten.

Dabei gehörten die von Löwensteins zum uralten und damit hoffähigen Adel der k.u.k. Monarchie. Doch die Familie war seit Generationen verarmt und spielte daher im gesellschaftlichen Leben Wiens nur eine untergeordnete Rolle.

Während Richard kräftig ausschwitzte, um zumindest noch ein paar Stunden Schlaf vor dem morgigen harten Tag zu finden, hörte er plötzlich einen jammernden Laut. Verblüfft blieb er stehen und lauschte. Tatsächlich klangen die Töne wie ein unterdrücktes Schluchzen. Nun konnte er auch einige Wortfetzen verstehen.

»Arme Rebecca ... bringe allen Menschen nur Unglück ... bin es nicht wert, geliebt zu werden ... schon meine Mutter spürte das ... bevorzugt meine Schwester Marie Valerie ...«

Verblüfft zog Richard die Luft durch die Zähne. Marie Valerie war die jüngste Tochter des Kaiserpaars. Wenn dort also jemand sein Los unter Verwendung ihres Namens beklagte und die Prinzessin seine Schwester nannte, konnte das denn wirklich ...?

Nun wurden die Klagen lauter. Richard lugte vorsichtig um

die Ecke der Gasse, aus der das Jammern kam. Dann wich er in eine Hausnische zurück. Trotz seiner Vorahnung glaubte er, seinen Augen und Ohren zunächst nicht zu trauen.

Da kommt wirklich der Kronprinz des Weges daher, realisierte er, als dieser in den Lichtkegel einer Laterne trat. Die Gerüchte, die ich bislang für dummes Geschwätz hielt, scheinen also richtig zu sein. Rudolf zieht nachts allein durch die Straßen Prags, um das Grab des Judenmädchens zu besuchen und ihren Tod zu betrauern. Das ist kaum zu glauben!

Richard zog sich noch weiter in den Schatten des Hauses zurück. *Nicht auszudenken, wenn er mich entdeckt und erkennt! Wahrscheinlich erhalte ich dann schon morgen meine Versetzung nach Ruthenien oder in eine andere abgelegene Gegend des Reiches.*

Tatsächlich wankte Kronprinz Rudolf, immer noch schluchzend, an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Richard wollte sich schon aufatmend in die entgegengesetzte Richtung in Bewegung setzen, auch wenn er damit einen Umweg zu seiner Kaserne in Kauf nehmen musste, als er die beiden Gestalten bemerkte, die dem Kronprinzen folgten. Sie schienen ihm nachzuschleichen. Beide hatten ihre Gesichter bis über die Nase mit schwarzen Tüchern verhüllt.

Schon zückte einer der Männer einen Dolch, der im Mondlicht aufblitzte. *Sie wollen ihn ausrauben!* Ohne lange nachzudenken, riss Richard seinen Säbel aus der Scheide. Die Männer waren höchstens noch zehn Meter von Rudolf entfernt.

»Obacht, Hoheit!«, brüllte er. Dann stürmte er auf die Straßenräuber zu. Jetzt schnellte auch Rudolf mit gezogener Pistole herum und zielte auf die Angreifer, die mitten im Schritt verharrten. Angesichts ihrer Entdeckung und der Waffen Richards und Rudolfs, die den ihren weit überlegen waren, gaben sie Fersengeld, bevor Richard herangekommen war.

Spontan stellte er sich Rudolf in den Weg, der mit seiner Pistole auf die Rücken der Flüchtenden zielte.

»Lassen Sie es gut sein, Hoheit!«, keuchte er atemlos. »Sie

wollen doch sicher kein Aufsehen um diese nächtliche Stunde erregen!«

Beschämt ließ Rudolf die Waffe sinken. Er musterte Richard im diffusen Mondlicht. »Mit wem habe ich die Ehre?« Nun klang seine Stimme nicht mehr weinerlich, sondern ruhig und beherrscht.

Richard schlug die Hacken zusammen und salutierte. »Richard von Löwenstein, Eure Hoheit. Leutnant der 10. Kompanie des 36. Infanterieregiments.«

»Wie es scheint, bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Leutnant von Löwenstein.« Rudolf wandte sich zum Gehen. »Seien Sie so freundlich, mich zu meinem Quartier zu begleiten. Und morgen um sieben Uhr melden Sie sich bei meinem Adjutanten.«

Prag

November 1881, ungefähr zwei Jahre später

»Mich dünkt, der Ehestand hat nicht allzu viel an deinem Lebenswandel geändert.«

Obwohl Richard wusste, dass diese Bemerkung selbst angesichts seiner Freundschaft zu Rudolf, die bereits am Tag nach der nächtlichen Episode in Prag begonnen hatte, gewagt war, konnte er sie sich diesmal nicht verkneifen. Er wartete jetzt bereits seit über einer Stunde auf den Kronprinzen, die dieser offensichtlich mit einem Schäferstündchen verbracht hatte, anstatt ihre Verabredung einzuhalten.

»Nun sei nicht allzu streng mit mir!« Rudolf hob begütigend eine Hand. Mit der anderen strich er sich über seine immer länger werdenden rotbraunen Koteletten, die er unter dem Kinn zusammenwachsen ließ. Richard konnte dieser gerade in Mode gekommenen Barttracht nichts abgewinnen und trug nach wie vor nur seinen stets kurz gehaltenen dunklen Schnauzer.

Der Kronprinz seufzte tief. »Schließlich bist du nicht mit einem siebzehnjährigen Mauerblümchen verheiratet, das wohl kaum einen Gatten gefunden hätte, wäre es nicht die Tochter des belgischen Königs.«

»Du kannst dir deine Gattin einmal nach deinem eigenen Geschmack wählen«, fügte Rudolf noch hinzu.

»Nun ja«, ein bitterer Zug erschien um Richards Mund, »das steht noch dahin. Vorerst kann ich mir eine Heirat mit meinem Sold nicht einmal leisten.« Auch er hob nun die Hand, allerdings in einer abwehrenden Geste. »Trotz der beiden Beförderungen, die ich dir verdanke, und deinen großzügigen Zuwendungen, die du mir immer wieder zukommen lässt. Denn auf diese könnte ich mich ja schwerlich berufen, wenn ich um ein Mädchen freie.«

»Kommt Zeit, kommt Rat!«, ließ Rudolf Richards Einwand nicht gelten. »Jedenfalls zwingt dich keine Staatsräson dazu, eine Frau zu ehelichen, der kein Mann etwas abgewinnen könnte.«

»Ich dachte, Stephanie von Belgien wäre deine eigene Wahl gewesen«, wandte Richard ein. »Anfangs hast du doch sogar von ihr geschwärmt.«

Rudolf machte eine wegwerfende Handbewegung. »Da hoffte ich auch noch, dass sie mir wenigstens geistig eine ebenbürtige Partnerin wäre, wenn sie schon nicht hübsch ist. Stattdessen ist sie ein rechtes Gänschen.«

Richard biss sich auf die Lippen, während er überlegte, was er darauf antworten sollte. Bislang hatte er das heikle Thema von Rudolfs Brautschau im Frühling 1880, der anschließenden Verlobung in Brüssel und der Hochzeit im Mai dieses Jahres in der Augustinerkirche in Wien eher vermieden. Er wollte Rudolf nicht in Verlegenheit bringen.

Denn durch ihre seit nunmehr über zwei Jahre währende Verbindung und seine Nähe zum Kronprinzen, der ihn bereits wenige Monate nach dem vereitelten Raubüberfall in Prag in

seinen Stab berufen hatte, wusste er natürlich mehr vom Liebesleben des Thronfolgers, als ihm lieb war.

Dazu gehörte auch die Tatsache, dass sich Rudolf trotz seines anfänglich tiefen Schmerzes doch relativ rasch über das verstorbene Judenmädchen Rebecca hinweggetröstet hatte. Eine ihrer zahlreichen Nachfolgerinnen hatte der Kronprinz als Liebesgespielin sogar mit nach Brüssel genommen, als er um Stephanies Hand anhielt.

Doch was soll man auch anderes von einem Mann erwarten, der schon als Jüngling in die Hände eines Grafen Bombelles gefallen ist, dachte Richard nun zum wiederholten Mal. Graf Carl von Bombelles, der Rudolfs Hofstaat als Obersthofmeister führte, galt als ein ausgemachter Lebemann und war dem Thronfolger sicher nicht zufällig zugeteilt worden, als dieser alt genug gewesen war, um einen eigenen Haushalt zu beanspruchen.

Böse Zungen behaupteten sogar, dass Kaiser Franz Joseph Bombelles höchstpersönlich ausgesucht hätte, um seinen Sohn, der ihm aufgrund seiner Neigungen zu vergeistigt war, mit amourösen Abenteuern von allem abzulenken, was mit der Leidenschaft Rudolfs für die Vogelkunde oder die politische Zukunft des Habsburgerreichs zu tun hatte. Insbesondere darüber hatte Rudolf seine ganz eigenen, liberal zu nennenden Ansichten, die in krassem Gegensatz zu denen seines erkonservativen Vaters standen.

Und Bombelles hat wahrlich ganze Arbeit geleistet, sinnierte Richard weiter, noch immer um eine Antwort verlegen.

Schon vor ihrer Hochzeit galt Rudolfs jetzige Gattin Stephanie als ausgesprochen hässlich. Bei der Hochzeitsfeier, die Richard gemäß seines niedrigen Stellenwertes im Hochadel nur aus der Ferne hatte beobachten können, war es ihm noch nicht möglich gewesen, sich ein eigenes Bild von ihr zu machen. Doch selbst aus der Distanz wirkte die Braut eher plump und ungelenk auf ihn.

Rasch munkelte man zudem, sie sei am Wiener Hof nicht

sonderlich beliebt. Allen voran konnte Rudolfs Mutter Sisi ihre Schwiegertochter vorgeblich nicht leiden und bezeichnete sie sogar als »repräsentationssüchtiges Trampeltier«.

Rudolf durchbrach schließlich selbst die peinliche Schweigepause und seufzte ein weiteres Mal. »Stephanie war die Einäugige unter den Blinden.« Er fixierte Richard scharf mit seinen jetzt blassbraunen Augen. Es faszinierte Richard immer wieder, wie sich Rudolfs Augenfarbe seiner Befindlichkeit anpasste und von leuchtendem Braun bis ins Grünliche hinein changieren konnte.

»Du weißt doch, wie wenig Alternativen ich hatte. Es musste durchaus eine Königstochter katholischen Glaubens sein. In Madrid und Lissabon war die Auswahl noch grauslicher. Da ich zudem die Louise schon kannte«, dies war die ältere Schwester Stephanies, die mit einem Jagdfreund Rudolfs, dem Prinzen Philipp von Sachsen-Coburg, verheiratet war, »hab ich halt die Stephanie genommen. Was blieb mir denn anderes übrig? Immerhin hatte ich den Vorteil einer langen Verlobungszeit und konnte so noch meine Orientreise machen.«

Von Februar bis April 1881 hatte Rudolf zehn Wochen lang solch exotische Länder wie Ägypten und Palästina bereist.

Richard suchte weiter betreten nach einer taktvollen Erwidern. Natürlich war auch ihm bekannt, dass die Verlobung am 7. März 1880 zu einem Zeitpunkt stattgefunden hatte, zu dem die in dieser Hinsicht unterentwickelte Braut noch nicht empfängnisfähig gewesen war. Geschlagene vierzehn Monate hatte der Kaiserhof warten müssen, bis es endlich zur Hochzeit gekommen war. Und obwohl Rudolfs Mutter Sisi darauf bestanden hatte, mit der Trauung zu warten, bis Stephanie endlich ihre monatlichen Blutungen bekam, ging das Gerücht, dass es in der Hochzeitsnacht im Mai 1881 durchaus noch nicht so weit gewesen war.

Eher üblich war es dagegen, dass sich die Brautleute bei der Hochzeit kaum kannten. Zumal sich Rudolf wenig Mühe gege-

ben hatte, den Kontakt zu Stephanie während der Verlobungszeit zu suchen, sondern stattdessen sein ausschweifendes Junggesellenleben fortgesetzt hatte.

Das war ein heikler Punkt in Richards Beziehung zu Rudolf. So gern er diesen auch auf die Jagd begleitete, der der Kronprinz leidenschaftlich frönte, und so sehr er die langen Gespräche bei einem guten Glas Wein und den von Rudolf bevorzugten türkischen Zigaretten genoss, so wenig schätzte er es, ihn bei seinen regelmäßigen Bordellbesuchen zu begleiten. Nach wie vor fürchtete er die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit, die mittlerweile auch seine alten Leutnantsfreunde Schurli und Ferdi erwartungsgemäß erwischt hatte. Ferdi war sogar zeitweise dienstuntauglich geschrieben worden.

Schließlich hatte Richard aus der Not eine Tugend gemacht. Da Rudolf für alle Unkosten ihrer gemeinsamen Aktivitäten aufkam, also auch für ihre Bordellbesuche, legte er selbst noch ein paar Gulden drauf, um seine Bettgenossinnen zum Schweigen darüber zu verpflichten, dass er ihre Dienste höchstens manuell oder oral, meistens aber gar nicht in Anspruch nahm.

»Also hast du dein Glück noch nicht gefunden«, sagte er nun lahm und merkte selbst, wie dümmlich seine Bemerkung klang.

Rudolf zuckte mit den Achseln. »Könntest du mit Stephanie glücklich werden?«

Wenn Richard ehrlich war, musste er dies verneinen. Über Stephanies Intellekt hatte er sich noch immer keine Meinung bilden können, sehr wohl aber über ihr Aussehen. Offenbar betäubte sie ihren Kummer über die Ablehnung des Wiener Hofes und Rudolfs Gefühlskälte mit ausgiebigem Essen. Damit stand sie ganz im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter Sisi, die zwar ebenfalls aufgrund ihres exzentrischen Lebensstils immer unbeliebter wurde, sich aber fast zu Tode hungerte, wenn man sie kränkte.

Jedenfalls hatte Stephanie seit der Hochzeit erheblich an Gewicht zugelegt. Erst vor wenigen Wochen war Richard ihr zum

ersten Mal persönlich im Rahmen einer Abendgesellschaft begegnet, zu der Rudolf auf den Hradschin geladen hatte. Ihre Haare, Augenbrauen und Wimpern waren tatsächlich so dünn und farblos, wie man sie Richard beschrieben hatte, die Augenlider gerötet, die Frisur unvorteilhaft aufgetürmt, was ihr Gesicht noch eiförmiger wirken ließ, als es aufgrund des fliehenden Haaransatzes ohnehin schon war.

Nach dem Souper hatte sie Richard dennoch leidgetan, da sich Rudolf allzu offensichtlich mit einer ihrer Hofdamen befasste und seine Gattin kaum beachtete. Als er jedoch versuchte, die Kronprinzessin in eine Konversation zu ziehen, erfuhr er am eigenen Leib einen hässlichen Wesenszug, den man ihr ebenfalls nachsagte. Seine höflichen Fragen beantwortete Stephanie knapp und nichtssagend in schnippischem Tonfall und nutzte die erste Gelegenheit, diesem offensichtlich aufgrund Richards Bedeutungslosigkeit für sie uninteressanten Gespräch zu entkommen.

So hätte er also Grund genug gehabt, Rudolfs Frage mit einem aufrichtigen Nein zu beantworten, entschloss sich aber zu einer diplomatischeren Variante, um ihr Gespräch fortzusetzen.

»Was hast du denn nun in Wien erlebt?«, lenkte er auf ein unverfänglicheres Thema ab.

Ein Strahlen glitt über Rudolfs Gesicht und ließ es sofort viel attraktiver erscheinen. Nur wenn in Rudolfs nun leuchtend braune Augen jener Glanz trat, den Richard jetzt darin bemerkte, konnte er nachvollziehen, warum der Kronprinz der von jungen Frauen und Mädchen umschwärmteste Mann im ganzen Kaiserreich war. Daran hatte auch seine Hochzeit nichts geändert.

»Ich habe einen ganz faszinierenden Mann kennengelernt, der mir sehr von Nutzen sein kann.« Rudolf stockte geheimnisvoll.

»Wer ist es denn?«, tat ihm Richard den erwarteten Gefallen und hakte nach.

»Der Mann heißt Moritz Szepts.«

»Der jüdische Herausgeber des *Neuen Wiener Tagblatts*?«, fragte Richard verblüfft.

»Kennst du den Mann?«, fragte Rudolf nun seinerseits erstaunt.

»Nicht persönlich!«, wehrte Richard ab. »Aber seine Gazette machte ja allerhand Furore in den letzten Jahren. Sie gilt als eine der letzten liberalen Tageszeitungen in Wien.«

Rudolf nickte. »So ist es. Ihre Auflage ist mehrere Zehntausend Exemplare hoch.«

»Und du willst darin deine anonymen Artikel veröffentlichen?« Richard kannte Rudolfs Passion fürs Schreiben. Der Kronprinz verfasste neben naturwissenschaftlichen Werken, vor allem über sein Steckenpferd, die Vogelkunde, schon seit etlichen Jahren auch Artikel mit kritischen politischen Inhalten. Nachdem er die ersten veröffentlichten Schriften noch namentlich gekennzeichnet hatte, war es zu scharfer Kritik vonseiten seines Großonkels, des mächtigen Erzherzogs Albrecht, gekommen. Albrecht war als Generalinspekteur des Heeres der mächtigste Mann im Militär und Rudolfs Vorgesetzter. Infolgedessen hatte sich erwartungsgemäß auch Rudolfs Vater, Kaiser Franz Joseph, kritisch über die journalistischen Versuche seines einzigen Sohnes geäußert, die er eines Thronfolgers für nicht würdig erachtete.

Die Differenzen zwischen Vater und Sohn waren gewachsen, seit der konservative Graf Eduard von Taaffe, ein Jugendfreund des Kaisers, vor zwei Jahren seinen liberalen Vorgänger als Ministerpräsident abgelöst hatte. Rudolfs Befürchtungen, dass von Taaffe durch seine auf Föderalismus ausgerichtete Politik der nationalen Einheit des Habsburgerreichs schaden könnte, fanden nicht nur kein Gehör bei seinem Vater, sondern wurden von diesem sogar als eitles Geschwätz abgetan.

Da Rudolf nie einen Hehl daraus gemacht hatte, dass er die politische Linie von Taaffes ablehnte, wurde er seither nicht nur

rund um die Uhr von dessen Geheimagenten bespitzelt, sondern auch systematisch von politisch wichtigen Informationen abgeschnitten. »Ich weiß absolut nichts von dem, was vorgeht«, pflegte Rudolf sich auch bei Richard immer wieder zu beklagen.

Jetzt nickte der Kronprinz erneut begeistert. »Moritz Szeps und ich liegen politisch vollkommen auf einer Linie. In seinem Blatt kann ich nicht nur unbehelligt schreiben, was ich denke, sondern erfahre von ihm auch endlich, was im Reich so alles passiert. Szeps hat ganz ausgezeichnete Kontakte, sowohl im Inland als auch im Ausland.«

Richard war weniger begeistert. »Ich gönne dir diese Chance von Herzen«, sagte er zwar, fügte aber gleich danach hinzu: »Doch es klingt so, als sei deines Bleibens in Prag nicht mehr allzu lange.«

Tatsächlich hatte Rudolf dafür gesorgt, dass Richard mittlerweile zu seinen Stabsoffizieren gehörte. In diesem Rahmen hatte er ihm auch bereits zu zwei rasch aufeinanderfolgenden Beförderungen verholfen, zuerst zum Oberleutnant und vor einigen Monaten zum Hauptmann.

»Wenn ich Prag verlasse, gehst du einfach mit mir«, beruhigte Rudolf, der Richards Sorgen spürte, ihn nun.

»Und wenn du durchaus zu den Dragonern willst, verschaffe ich dir eine Stelle im 2. Dragonerregiment in Wiener Neustadt«, deutete er Richards Zögern richtig. »Dann können wir uns trotzdem immer wieder treffen.«

Tatsächlich hatte ihm Richard gleich zu Beginn ihrer Freundschaft eingestanden, wie enttäuscht er darüber war, aufgrund seiner eingeschränkten Mittel nicht wie all seine Vorfahren bei der Kavallerie dienen zu dürfen.

Richard lächelte. »Ich denke darüber nach, Rudolf, und bedanke mich vorerst recht schön. Zum Glück muss ich heute noch nichts entscheiden. Es bleibt ja noch Zeit.«



Kapitel 2

Palais Werdenfels in Wien

8. Dezember 1881, gegen 18.45 Uhr

»Und hast du deinen Besuch im Palais Vetsera heute genossen, liebe Mama?«

Henriette von Freiberg, ehemals Baronin von Werdenfels, öffnete schon den Mund, um ihrer Tochter Sophie zu antworten, als sie ihr Gatte Arthur von Freiberg mit einer rüden Handbewegung daran hinderte.

Er fixierte seine Stieftochter streng mit seinen dunklen, fast schwarzen Augen. »Wer hat dir die Erlaubnis zum Sprechen erteilt, Sophia?«

Sophie senkte den Blick auf ihren Suppenteller. Sie saß mit ihrer Familie beim gemeinsamen Abendessen. Nur Nikolaus, ihr älterer Bruder, fehlte. Er durfte heute Abend eine Opernvorstellung im Wiener Ringtheater besuchen.

»Entschuldigen Sie bitte ...«, flüsterte sie und fügte nach einer winzigen Pause noch »Vater« hinzu.

Trotzdem war dies Arthur von Freiberg nicht entgangen. Mit finsterem Blick wandte er sich an Sophies Mutter Henriette. »Da sehen Sie es wieder einmal, werte Gattin. Sie haben es vollständig versäumt, Ihrer Tochter gute Manieren beizubringen.«

»Aber Phieffi wollte doch nur ...« Angesichts des jetzt geradezu stechenden Blicks ihres Gatten verstummte Henriette. Denn sie hatte bereits den nächsten Fauxpas begangen. Ihr zart geschnittenes Gesicht rötete sich.

»Und ich hatte außerdem schon viele Male darum gebeten, in meinem Hause diese lächerlichen Spitznamen nicht mehr zu verwenden. Können Sie sich das merken?«

Henriette nickte eingeschüchtert, während Sophie in hilflosem Zorn, den sie jedoch nicht zu zeigen wagte, in ihrer Suppe rührte. Eigentlich war die kräftige Rinderbrühe mit Frittateinlage, so hießen die in Streifen geschnittenen dünnen Pfannkuchen, eine ihrer Lieblingssuppen. Doch nun war ihr der Appetit schlagartig vergangen.

Instinktiv schaute sie zum jetzt leeren Stuhl ihres Bruders Nikolaus, Nikki genannt. Sie vermisste sein verschwörerisches Zwinkern, mit dem er schon so manches Mal die unerträgliche Atmosphäre bei den gemeinsamen Mahlzeiten ins Lächerliche gezogen hatte.

Ach, wäre unser Vater doch nur noch am Leben, seufzte sie innerlich, wie so oft, seit sich das häusliche Zusammenleben nach der zweiten Eheschließung ihrer Mutter als zunehmend spannungsgeladen erwies.

Zu Lebzeiten ihres Vaters Nikolaus von Werdenfels war ihre Mutter eine fröhliche, lebenslustige Frau gewesen. Nikolaus, der jüngere Sohn eines böhmischen Industriellen, den sie auf einem der vielen Wiener Faschingsbälle kennengelernt hatte, war ihre große Liebe gewesen. Dessen Familie war erst vor drei Generationen durch die Glaswarenfabrik, die sie betrieb, zu großem Wohlstand gelangt und von Kaiser Franz Joseph geadelt worden. Er hatte Nikolaus' Vater Matthias den erblichen Freiherrntitel verliehen.

Da die Familie einst aus Oberbayern nach Böhmen eingewandert war, ergab es sich rein zufällig, aber sehr passend, dass der Familienname »Werdenfels« daraufhin zum Adelstitel »von Werdenfels« wurde. Damit trug man den Namen einer verfallenen Burg aus der alten Heimat, die in der Nähe des Marktfleckens Garmisch lag, aus der Sophies Vorfahren väterlicherseits stammten.

Der Freiherrntitel war, gemeinsam mit seinem großen Vermögen, nach Matthias' Tod vor zehn Jahren auf seine beiden Söhne übergegangen. Zwar hatte Nikolaus' älterer Bruder Matthias junior den größeren Teil des Erbes erhalten. Aber Sophies Großvater wollte seinen jüngeren Sohn nicht vom Wohlwollen seines älteren Bruders abhängig machen, wie es beim Hochadel gang und gäbe war. Dort erbte oft nur der älteste Sohn als sogenannter Majoratsherr das gesamte Eigentum der Familie und konnte uneingeschränkt darüber verfügen.

Diese gute Absicht hatte nach dem frühen Tod von Sophies Vater Nikolaus jedoch eine fatale Wirkung gezeitigt. Der erst Fünfunddreißigjährige war ums Leben gekommen, als er vergeblich versuchte, das durchgegangene Gespann einer Kutsche aufzuhalten. Dabei war er ins Stolpern geraten und buchstäblich unter die Räder gekommen. Bis dahin hatte er die Wiener Filiale der böhmischen Glaswarenfabrik geleitet und sich im besten Einvernehmen mit seinem Bruder befunden.

Nie würde Sophie den furchtbaren Tag vergessen, an dem man den zerschmetterten Körper ihres Vaters ins Werdenfelsers Palais in der Wiener Marokkanergasse im 3. Bezirk gebracht hatte. Wie durch ein Wunder war sein männlich schönes Gesicht unversehrt geblieben, sodass ihn Frau und Kinder zum Abschied zumindest noch einmal auf die kalten Lippen küssen konnten. Nun ruhte er in einer marmornen Gruft auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Obwohl Nikolaus von Werdenfels ein lebensbejahender, immer zu Späßen aufgelegter Mann gewesen war, den man leicht für oberflächlich halten konnte, stellte sich bei der Eröffnung seines Testaments heraus, dass er, anders als viele weit- aus ältere seiner Standesgenossen, Vorsorge für seine Familie getroffen hatte. Frau und Kinder erbten sein ganzes Vermögen. Henriette erhielt das Palais mit allem Interieur sowie das Barvermögen, das nach Abzug einer sehr stattlichen Mitgift für seine Töchter Sophie und Emilia und einer standesgemäßen Ausstat-

tung seines ältesten Sohnes Nikki, der schon als Kind eine militärische Laufbahn anstrebte, noch übrig war.

Als Treuhänder hatte Sophies Vater zwar seinen älteren Bruder Matthias eingesetzt, aber nur bis zu einer potenziellen Wiederverheiratung Henriettes. Mit der er wahrscheinlich ebenso wenig gerechnet hatte wie mit seinem frühen Ableben.

Genau in diese Kerbe schlug Arthur von Freiberg. Vor Nikolaus' Tod war er nur flüchtig mit den von Werdenfels bekannt gewesen, und zwar durch den Ehemann von Henriettes guter Freundin, der Baronin Helene Vetsera. Diese wohnte ganz in der Nähe, in der Salesianergasse, und war Henriette eine wahre Stütze nach dem furchtbaren Schicksalsschlag gewesen.

Wie ihr Mann Albin Vetsera, den der Kaiser ebenfalls in den Freiherrnstand erhoben hatte, war auch Arthur von Freiberg Mitglied im diplomatischen Dienst des Auswärtigen Amts. In dieser Funktion war er einige Male Mitarbeiter des um zehn Jahre älteren Barons Vetsera in dessen diversen ausländischen Dienststellen gewesen.

Nach Nikolaus' Tod hatte er der untröstlichen Witwe einige Male in Begleitung von Helene Vetsera seine Aufwartung gemacht. Und so kam es dann, wie es kommen musste: Nach Ablauf des Trauerjahrs war Henriette dem Charme des gut aussehenden Mannes erlegen und hatte, gegen den Wunsch ihrer älteren Kinder Nikki und Sophie, seine Werbung um ihre Hand angenommen.

Auch Nikolaus' Bruder Matthias war entsetzt gewesen. Ob dies eher dem Umstand geschuldet war, dass sich Henriette so rasch nach dem Tod ihres Gatten mit einer neuen Ehe tröstete, oder der Tatsache, dass nun ein großer Teil des böhmischen Vermögens in fremde Hände übergang, sei dahingestellt.

Jedenfalls konnte Matthias die Heirat seiner Schwägerin, die nach dem Tod ihres Mannes nahezu allen Lebensmut verloren hatte und sich in der Person Arthurs von Freiberg eher Trost und Halt als eine neue Liebe erhoffte, nicht verhindern. Infolge-

dessen hatte er mit der ganzen Familie seines verstorbenen Bruders gebrochen und nicht an der Hochzeitsfeier im Spätsommer des vergangenen Jahres teilgenommen.

Und Onkel Matthias hat recht behalten, dachte Sophie nun ingrimig, während sie weiter in ihrer erkaltenden Suppe rührte, ohne ihren Löffel ein einziges Mal zum Munde zu führen. *Dieser Mann macht Mama und uns alle nur unglücklich.*

»Wenn du keinen Appetit hast, kannst du dich gleich auf dein Zimmer begeben«, unterbrach Arthur von Freibergs Stimme einmal mehr Sophies finstere Gedanken.

Sie schreckte auf und begegnete dem missbilligenden Blick ihres Stiefvaters und dem flehenden ihrer Mutter. Milli, ihre erst sechsjährige Schwester, durfte noch nicht an den Mahlzeiten teilnehmen. Da Nikki im Theater war, würde Henriette mit von Freiberg allein speisen müssen, wenn sich Sophie jetzt zurückzog. Obwohl sie keinen Hunger mehr verspürte, gab das den Ausschlag für sie, sich zusammenzunehmen.

»Nein, nein, Vater«, murmelte sie. »Entschuldigen Sie! Mir ist heute nur nicht so nach der Frittatensuppe.«

»Sehr merkwürdig!« Von Freiberg griff nach der Klingel. »Sonst könntest du doch nie genug davon bekommen.«

»Serviere den nächsten Gang«, beschied er dem Diener, der eilfertig die Tür des Speisezimmers öffnete, vor der er gewartet hatte.

Der Mann machte eine tiefe Verbeugung. »Sehr wohl, gnädiger Herr.«

Ringtheater in Wien

8. Dezember 1881, gegen 18.45 Uhr, zur gleichen Zeit

»Wie schön, dass du auch noch mitkommen konntest, Laszi!«, strahlte Nikolaus von Werdenfels seinen Sitznachbarn Ladislaus von Vetsera an.

Der lächelte herzlich zurück. »Ja, Nikki!«, bestätigte er. »Es war mir zunächst ganz arg, nur der Sechste bei der Zwischenprüfung gewesen zu sein und diese Gelegenheit damit verpasst zu haben.«

In diesem Augenblick fing Nikolaus einen missbilligenden Blick von Laszis rechtem Sitznachbarn auf. »Ihr solltet euch was schämen, euch am Pech unseres armen Kameraden auch noch zu freuen!«

»Ist ja schon gut, Hannes«, begütigte Nikki. »Niemand hat dem Wastl gewünscht, heute vom Pferd zu fallen und sich den Arm zu brechen. Aber so konnte er nun mal nicht mit in die Oper kommen. Und ich gön'n's dem Laszi eben. Er lag doch nur um einen halben Punkt zurück!«

»Pscht!«, zischte ihr Begleiter Rudolf Frieß, der Sohn des Betreibers der Major-Frieß'schen-Militärschule, in der sowohl Nikki von Werdenfels als auch Laszi von Vetsera ihre vormilitärische Ausbildung absolvierten. Er begleitete die fünf Zöglinge seines Instituts als Aufsichtsperson.

Als Preis für die fünf besten Absolventen der Zwischenprüfung hatte Major Frieß Karten für die heutige Oper Hoffmanns Erzählungen von Jacques Offenbach ausgesetzt. Erst gestern hatte die hoch gelobte Uraufführung dieses Werks stattgefunden.

Nikki wandte den Kopf. Das Theater schien bis auf den letzten Platz besetzt zu sein. Die Vorstellung war bereits seit Wochen ausverkauft. Doch nun, da man wusste, dass Offenbachs Werk auch die Anerkennung des kritischen Wiener Publikums

gefunden hatte, waren der Preis und ihre heutige Anwesenheit noch einmal so viel wert. Und vor allem, dass Laszi, sein musikbegeisterter bester Freund wider Erwarten mit dabei sein konnte, freute Nikki besonders. Kurz hatte er sogar mit dem Gedanken gespielt, Laszi seine eigene Karte, die er als Drittbester des Jahrgangs erhalten hatte, zu überlassen, bis der Unfall ihres Klassenkameraden Wastl für eine andere Lösung gesorgt hatte.

Und ihre Plätze waren wahrlich sehr gut. Diesbezüglich hatte sich Major Frieß nicht lumpen lassen und sie gleich in der dritten Reihe gebucht. Natürlich waren es keine Logenplätze, diese waren dem Adel und reichen Großbürgern vorbehalten. Aber Nikki und seine Kameraden hatten einen ausgezeichneten Blick auf die Bühne und konnten sogar in den Orchestergraben hineinsehen, wenn sie die Hälse reckten.

»Gleich geht es los«, flüsterte Laszi aufgeregt. »Es fehlen nur noch die Streicher.«

In diesem Augenblick ertönte hinter dem noch geschlossenen Vorhang ein lauter Knall.

Palais Werdenfels in Wien

8. Dezember 1881, gegen 19.00 Uhr

»Reichst du mir das Salz, liebe Phieffi?«

Kaum waren die Worte heraus, schlug sich Henriette von Werdenfels leicht auf die Lippen. Natürlich zu spät. Ihr Gatte sah sie strafend an.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, werte Henriette ...«

Zu seinem Erstaunen fiel ihm seine sonst sanftmütige, schüchterne Gattin jedoch ins Wort. »Ja, ja. Es ist ja schon gut! Jedermann hat einen Spitznamen, wie du sehr gut weißt. Meiner ist übrigens Yetta. Wir haben Sophie Phieffi gerufen, seit sie

zwei Jahre alt war. Sie selbst hat sich so genannt, während sie das Sprechen erlernte.«

Eine steile Falte bildete sich auf der hohen Stirn ihres Gatten. Seine dunklen Augen begannen, gefährlich zu funkeln, und verliehen seinen regelmäßigen Gesichtszügen etwas Diabolisches.

»Ich darf doch sehr bitten, werte Henriette.« Seine Stimme blieb ruhig, hatte aber dennoch einen drohenden Unterton. »Sie vergessen sich. In meinem Hause«, er betonte die Worte, »möchte ich die Form gewahrt wissen, insbesondere bei den Mahlzeiten. Also halten Sie sich daran!«

Der kurze Moment des Aufbegehrens ihrer Mutter war so rasch vorbei, wie er aufgeblitzt war. »Entschuldigen Sie meine Entgleisung, Arthur«, erwiderte sie in demütigem Ton. »Es wird nicht mehr vorkommen.« Mit ihren Worten erlosch der winzige Hoffnungsfunke, der kurz zuvor in Sophie aufgeglommen war.

»Das will ich doch stark hoffen, meine Liebe.«

Henriette stocherte auf ihrem Teller herum und führte einen winzigen Bissen zum Munde. Sophie wusste, dass ihre Mutter auch bei dieser Mahlzeit wieder kaum etwas zu sich nehmen würde.

Vor Hass auf ihren Stiefvater biss sie die Zähne zusammen und legte ihr eigenes Besteck ab. Auch das entging Arthur von Freiberg nicht. »Hat es dir schon wieder den Appetit verschlagen, Sophia? Du darfst dich zurückziehen, wenn dir der Entenbraten nicht mundet.«

Kurz überlegte Sophie, ob sie ihren Stiefvater zumindest darauf hinweisen sollte, dass ihr Taufname nach der verstorbenen Mutter des Kaisers »Sophie« war. Obwohl sie sich nur zu gern in ihr Zimmer zurückgezogen hätte, um wieder einmal hemmungslos in ihre Bettdecke zu schluchzen, hielt sie der verzweifelte Ausdruck in den Augen ihrer Mutter erneut zurück.

Was macht dieser Teufel in Menschengestalt nur aus meiner ge-

liebten Mama?, schoss es ihr durch den Kopf. Dennoch bemühte sie sich um eine gleichmütige Miene und spießte ein weiteres Stück Entenbrust auf ihre Gabel. Während sie wie ihre Mutter nahezu endlos an dem zarten Fleisch kaute, da ihre Kehle wie zugeschnürt war, betrachtete sie ihre Mutter, die ihr gegenüber saß, verstoßen.

Dunkle Ringe waren unter Henriettes hellblauen Augen zu sehen, die tief in den Höhlen lagen und nahezu farblos wirkten. Ihre blonden Haare, die sie beiden Töchtern vererbt hatte, wirkten stumpf und ausgedünnt. Einzelne Strähnen hatten sich bereits aus ihrer Aufsteckfrisur gelöst. Früher hatte sie eine frische Gesichtsfarbe gehabt. Nach Millis Geburt neigte sie sogar ein wenig zur Molligkeit. Jetzt war sie gertenschlank, fast schon mager zu nennen, und in der Regel ungesund bleich.

»Mundet dir die Ente wirklich, Sophia?« Ihr Stiefvater ließ sie nicht aus den Augen.

»Ja, sie ist ausgezeichnet«, antwortete sie tonlos.

Wie fröhlich war es doch zu Lebzeiten ihres leiblichen Vaters bei den Mahlzeiten zugegangen. Dass die Kinder die Eltern oder diese sich gar gegenseitig siezten, war undenkbar gewesen. Man sagte, dass sich selbst die Familienmitglieder des Kaisers duzten, wenn sie unter sich waren.

Und natürlich hatten sich früher Eltern und Kinder mit ihren Spitznamen angesprochen. Damit hatte es eine besondere Bewandnis: In Adelskreisen war es gang und gäbe, sich als Kosenamen oftmals auf den ersten Blick lächerlich wirkende Verballhornungen der Vornamen zu geben. Sophies Vater war Colly gerufen worden, ihre Mutter Yetta, die Kinder Nikki, Phieffi und Milli. Wer einen solchen Kurznamen trug, gehörte dazu.

Und genau das ist auch der Grund, warum dieser Mensch, den ich jetzt »Vater« nennen muss, sie nicht leiden kann. Er hat nämlich keinen Kurznamen, weil er eben nicht wirklich einer von uns ist. Schadenfroh lächelte Sophie in sich hinein.

Tatsächlich gehörte Arthur Ritter von Freiberg nur der niedersten Klasse des sogenannten Beamtenadels an. Nahezu jeder Diplomat, der dem Kaiserreich, ohne unangenehm aufzufallen, im Ausland diente, wurde über kurz oder lang von Franz Joseph geadelt. So auch Arthur von Freiberg vor etwa fünf Jahren.

Doch ein solcher Titel bedeutete in den höheren gesellschaftlichen Kreisen Wiens erst einmal gar nichts. Ob man links liegen gelassen wurde oder nicht, hing von ganz anderen Faktoren ab. Ein großes Vermögen oder zumindest eine besondere Leistung, wie sie geadelte Wissenschaftler erbracht hatten, war das Mindeste, was die gegenüber Emporkömmlingen äußerst verschlossene Wiener Gesellschaft verlangte, um jemanden mit der für sie typischen Mischung aus Neugier und Zurückhaltung zumindest einmal zu beschnüffeln.

Arthur von Freiberg, ein unbedeutender Diplomat und ohne eigenes Vermögen, hatte diese Probe von Anfang an nicht bestanden. Mittlerweile stand zweifelsfrei fest, dass Henriette von Werdenfels durch ihre zweite Ehe gesellschaftlich abgestiegen war. Außer von den Vetseras, die nach wie vor unverbrüchlich zu ihr hielten, wurde sie kaum mehr eingeladen.

Der von Henriette auf Verlangen ihres Gatten Arthur eingerichtete Jour fixe an jedem zweiten Donnerstagnachmittag im Monat war nahezu ohne jede Resonanz geblieben. Kaum ein Besucher war in ihrem Salon erschienen, und die wenigen, die vorsprachen, kamen beim nächsten Mal nicht wieder. Zu Arthurs Ärger schützte Henriette an den besagten Donnerstagen schon seit Monaten Kopfschmerzen vor und verließ auch kaum mehr das Palais in der Marokkanergasse.

Umso mehr drang Arthur von Freiberg in seinen eigenen vier Wänden auf das, was er für »höfische Formen« hielt. Das Zusammenleben mit ihm wurde von Tag zu Tag schwieriger. Doch ob er ein unzureichender Ehemann und kläglicher Stiefvater war, scherte nach den Gesetzen der k.u.k. Monarchie niemanden. Wie überall im Kaiserreich gab ihm seine Heirat die un-

eingeschränkte Gewalt über das Vermögen seiner Frau, was er weidlich und rücksichtslos ausnutzte.

Zu seinen jüngsten Schikanen gehörte es, dass er Sophie den Besuch im Kaffeehaus ihres Patenonkels Stephan verboten hatte. In diese ihr vertraute und heimelige Atmosphäre hatte sie sich seit der Wiederverheiratung ihrer Mutter bei jeder sich bietenden Gelegenheit geflüchtet. Zumal ihr Onkel Stephan, der sehr wohl um ihr häusliches Ungemach wusste, sie jedes Mal nach Strich und Faden verwöhnte.

Ob Arthur von Freiberg Sophie diese unbeschwerten Stunden nicht gönnte oder tatsächlich der Meinung war, »dieser Umgang mit Bürgerlichen«, zumal dem Besitzer eines »öffentlichen Ausschanks«, wie er sich verächtlich ausdrückte, schade ihrer Reputation, wusste Sophie nicht, und es war ihr auch herzlich egal.

Zu ihrem Glück hatte sich ihre Mutter Henriette jedoch mit den einzigen Waffen beholfen, die den rechtlosen Ehefrauen ihrer Generation zur Verfügung standen. Wann immer sie wusste, dass Arthurs Dienst ihn den ganzen Tag in seiner Dienststelle im Ministerium des Äußeren festhalten würde, erlaubte sie Sophie nach dem Ende des morgendlichen Unterrichts sehr wohl, ihren Patenonkel im Kaffeehaus zu besuchen.

Ob Onkel Stephan das Problem mit dem Bittermandelöl mittlerweile gelöst hat?, überlegte diese nun, um sich abzulenken, während sie das letzte Stück Entenbraten zerschnitt. Doch sie kam nicht dazu, länger darüber zu grübeln.

Plötzlich wurde die Tür zum Speisezimmer nach kurzem Anklopfen aufgerissen. Irritiert blickten alle auf. Aber im Türrahmen stand nicht der Diener, der bei den Mahlzeiten servierte, sondern die Baronin Helene Vetsera. Zu Sophies Überraschung war sie völlig außer Atem und trug weder Hut noch Umhang.

»Ich bitte mein unangemeldetes Erscheinen zu entschuldigen«, keuchte sie. »Doch ein Diener, der heute Ausgang hatte,

ist vorzeitig zurückgekehrt und hat mich gerade darüber informiert, dass es ein Unglück im Ringtheater gegeben haben soll. Man spricht von einem verheerenden Brand!«

Aufstöhnend fasste sich Henriette an die Kehle. »Um Himmels willen, die Jungen ...«

»So ist es, Yetta! Unsere Söhne sind dort! Bitte, Arthur«, wandte Helene sich nun an Nikkis Stiefvater. »Sie wissen ja, mein Mann ist im Ausland. Kein anderer männlicher Schutz ist im Haus. Meine Brüder kann ich auf die Schnelle nicht erreichen. Ich bin schon den ganzen Weg hierher zu Fuß gelaufen, habe nicht einmal auf einen der Diener gewartet. Bitte könnten Sie mich begleiten ...?«

Noch bevor sie den Satz beenden konnte, hatte Arthur von Freiberg seine Serviette schon auf den Tisch geworfen und war aufgesprungen.

»Natürlich fahre ich sofort los, um mich zu versichern, dass den Jungen nichts zugestoßen ist. Sie, Baronin von Vetsera«, selbst jetzt wahrte von Freiberg die Form und sprach die Frau seines ehemaligen Vorgesetzten mit ihrem Titel an, »Sie bitte ich, hier bei Henriette auf meine Rückkehr zu warten und sich gegenseitig Mut zuzusprechen. Sollte wirklich ein Unglück geschehen sein, stehen zarte Frauen ohnehin nur im Weg.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, hastete er aus der Tür.

Ringtheater in Wien

8. Dezember 1881, gegen 19.00 Uhr

»Was mag denn das für ein Knall gewesen sein?«, fragte Laszi zum wiederholten Male.

Ihr Betreuer Rudolf Frieß schüttelte unwillig den Kopf. »Es wird schon nichts Schlimmes geschehen sein. Vielleicht ist ein Dekorationsteil beim Bühnenaufbau herabgestürzt.«

»Aber so klang es, mit Verlaub, überhaupt nicht, Herr Frieß«, mischte sich jetzt Hannes ein. »Eher wie eine Explosion.«

»Was soll denn da explodiert sein?«, spöttelte Albert, ein weiterer Mitschüler, der eine Theaterkarte gewonnen hatte.

»Gas kann explodieren. Das haben wir doch gerade erst im Chemieunterricht gelernt«, wandte Nikki ein. Wie Laszi und Hannes war auch er beunruhigt.

»Eine Gasexplosion!« Jetzt grinste Albert sogar. »Du hast wirklich eine blühende Fantasie! Glaubst du, dann säßen wir alle hier noch so ruhig auf unseren Plätzen? Man hätte uns doch längst aus dem Saal in Sicherheit gebracht.«

»Die Musiker sind jedenfalls alle wieder weg«, erwiderte Leo, der schwächteste Schüler, mit leiser Stimme. »Sie haben sogar ihre Instrumente mitgenommen.«

»Was sagst du da?« Nikki sprang auf und spähte in den Orchestergraben. Tatsächlich war dieser gähnend leer.

»Und riecht ihr das?« Laszi schnupperte. »Es stinkt nach Rauch! Irgendwas brennt da.« Auch er sprang auf. »Wir sollten gehen!«

»Unsinn!«, schnauzte Frieß seine Schutzbefohlenen an. »Setzt euch sofort wieder hin! Selbst wenn es irgendwo ein kleines Feuerchen gäbe, hätte man es schon längst unter Kontrolle gebracht! Glaubt ihr, das Personal würde die Leben unzähliger Besucher riskieren?« Das Ringtheater verfügte über ungefähr tausendsiebenhundertsechzig Plätze.

Als Laszi und Nikki stehen blieben, fügte er mit drohendem Unterton hinzu. »Wenn ihr jetzt die ganze Reihe Zuschauer neben euch zwingt aufzustehen, nur weil ihr solche Hasenfüße seid, werde ich dies dem Institutsleiter berichten!«

Zögernd nahmen die jungen Männer wieder Platz. Der Geruch nach Rauch wurde immer stärker. Jetzt wurden auch viele Theaterbesucher in den Reihen vor und hinter ihnen unruhig. Man hörte aufgeregtes Getuschel. Die ersten erhoben sich von ihren Plätzen und drängten zur Tür.

»Ihr bleibt sitz...«, ertönte Robert Frieß' Stimme erneut, als ihm die Worte im Munde stecken blieben.

Hinter dem zugezogenen Bühnenvorhang ertönte ein Fauchen wie von einer Dampflokomotive. Im nächsten Moment zuckte, trotz des festen Stoffs für alle sichtbar, eine meterhohe Stichflamme empor und setzte den Vorhang in Brand. Lichterloh wehte er, wie von Geisterhand bewegt, in den Zuschauer- raum hinein. Funken sprühten auf die ersten Sitzreihen, ein tausendfacher Schrei ertönte.

Dann erloschen die Lichter.

Wien, vor dem Ringtheater

8. Dezember 1881, 19.45 Uhr

Nur zwanzig Minuten, nachdem er das Palais in der Marokkanagergasse verlassen hatte, erreichte Ritter von Freiberg das Ringtheater. Um keine Zeit zu verlieren, hatte er nicht anspannen lassen, sondern war zu Fuß unterwegs. Das erwies sich nun als Glücksfall, denn die Straßen waren von Gefährten aller Art völlig verstopft.

Als sich Arthur dem Ringtheater näherte, erkannte er den Grund. Schutzmänner hatten alle Zufahrten zum Gebäude weit- räumig abgesperrt. Auch den Grund dafür erkannte er auf den ersten Blick. Tatsächlich schlugen Flammen aus dem Dach des Theaters.

Ein Schutzmann, dem er sich näherte, hob abwehrend die Hand. »Mein Herr! Hier können Sie nicht passieren. Wir müs- sen alle Wege für die Feuerwehr frei halten.«

»Ist die denn noch nicht da?«, brüllte Arthur gegen den to- senden Lärm an, der rund um das Theatergebäude herrschte. Jetzt erblickte er auch Flammen hinter den zerborstenen Fens- tern. »Was ist mit den Theaterbesuchern?«

Der Schutzmann lächelte breit. »Zum Glück ist niemand zu Schaden gekommen, mein Herr. »Alle gerettet«, vermeldete der ehrenwerte Polizeirat, Herr Dr. Anton Landsteiner, soeben dem hochwohlgeborenen Erzherzog Albrecht höchstpersönlich.«

Von Freiberg blickte zweifelnd zu dem brennenden Gebäude empor. »Und wo sind die Geretteten? Mein Stiefsohn und sein bester Freund waren da drin.«

Wieder lächelte der Schutzmann beruhigend. »Die beiden werden wohl bald nach Hause kommen, mein Herr. Am besten wäre es, Sie erwarten Ihre Angehörigen dort. Da alle Straßen rund um das Theater abgesperrt sind, werden sie womöglich einen Umweg machen müssen, um heimzukommen.«

»Aber machen Sie sich keine Sorgen«, fügte er noch einmal hinzu. »Niemandem ist auch nur das Geringste geschehen.«

Ringtheater in Wien

8. Dezember 1881, eine halbe Stunde vorher

»Raus! Laszi! Wir müssen raus!«

Nikki packte seinen vor Schock erstarrten Freund so fest am Ärmel, dass die Schulternaht seines Abendjackets riss.

»Komm schon! Wir dürfen keine Sekunde Zeit mehr verlieren!« Mit Gewalt zerrte Nikki seinen Freund hinter sich her.

Während sie sich durch die enge Stuhlreihe, in deren Mitte sie gesessen hatten, zwängten, spielten sich um sie herum infernalische Szenen ab.

Menschen hielten sich vor Schmerz schreiend die Hände vors Gesicht. Offensichtlich hatten die brennenden Fetzen des Vorhangs, die überall umherflogen, sie verletzt. Andere Theaterbesucher in den Nachbarreihen kletterten über die Stuhllehnen vor sie, weil ihre eigenen Reihen verstopft waren, und machten dabei rücksichtslos von ihren Ellenbogen und Fäusten

Gebrauch. Nikki erhielt einen so heftigen Schlag ins Gesicht, dass seine Nase sofort zu bluten begann.

Auch er teilte nun mit seiner freien Rechten Schläge nach allen Seiten aus, während er Laszi mit der linken Hand weiter hinter sich herzerzte. Keine Sekunde zu früh erreichten sie den engen Gang, der zum Ausgang führte. Schon hatten die Flammen von der Sitzreihe, die sie soeben verlassen hatten, Besitz ergriffen. Dichter, beißender Rauch erfüllte die Luft. Von allen Seiten hörte man außer entsetzlichen Schreien auch Röcheln und Husten. Da alle Lichter erloschen waren, sah man trotz der lodernen Flammen im dichten Qualm bald kaum mehr die Hand vor Augen.

Schließlich gab es kein Weiterkommen mehr. Ein dichtes Menschenknäuel ballte sich vor dem offensichtlich verschlossenen Ausgang. »Sie haben uns eingeschlossen!« Laszis Stimme klang schrill vor Panik.

»Unfug!«, brüllte Nikki zurück. Dann fiel es ihm ein. Eine eiskalte Hand griff trotz der immer unerträglicher werdenden Hitze nach seinem Herzen. »Die Türen gehen nach innen auf! Die Menge drückt jetzt dagegen und versperrt sich damit selbst den Fluchtweg.«

Er wusste nicht, ob er dies gerufen oder nur gedacht hatte. In diesem Augenblick wurde er hart nach hinten gerissen. Er ließ Laszi los, ruderte hilflos mit den Armen und versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Während er taumelte, drängten sich andere Fliehende panisch an ihm vorbei. Laszi war schon zu Boden gefallen. Menschen traten über ihn hinweg. Instinktiv bückte sich Nikki nach seinem Freund, um ihm aufzuhelfen. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Ein beleibter Mann, der auf einem der äußeren Sitze stand, nutzte die Chance, seinen gebeugten Rücken als Trittbrett zu benutzen, und sprang mit Wucht darauf. Nikki spürte, dass etwas in seinem Rücken zerbrach. Unmittelbar danach hatte er kein Gefühl mehr in seinen Beinen. Hilflos sank er gegen die

Umstehenden, die ihn von sich stießen, bis er zu Boden fiel, wo die Menge über ihn hinwegtrampelte.

Das Letzte, was Nikki wahrnahm, war ein furchtbarer Schlag gegen seinen Kopf. Dann umfing ihn gnädige Bewusstlosigkeit.

Palais Werdenfels in Wien

8. Dezember 1881, gegen elf Uhr abends

»Sie müssten doch schon längst hier sein. Selbst, wenn sie wegen der Straßensperren einen Umweg in Kauf nehmen mussten!«

Baronin Helene von Vetsera durchschritt den Salon, in dem sich beide Familien mittlerweile versammelt hatten, wie eine im Käfig eingesperrte Tigerin.

»Meine Liebe, so beruhigen Sie sich doch!« Obwohl er dies zum wiederholten Male äußerte, schwang kein Unterton von Ungeduld im Ton des Ritters von Freiberg mit. »Die Bengel werden wahrscheinlich den Löscharbeiten zuschauen. Es sind halbwüchsige Burschen. In diesem Alter denkt man kaum an die Ängste besorgter Mütter!«

»Und Sie sind sich absolut sicher, dass es keine Verletzten gab?« Helene Vetsera fixierte Sophies Stiefvater mit ihren blaugrauen, jetzt vor Angst geweiteten Augen. Sie verliehen ihrem Gesicht mit dem dunklen, ein wenig orientalisches anmutenden Teint einen außergewöhnlichen Ausdruck. Obwohl sie kleiner und noch zierlicher war als Henriette, wirkte sie viel energischer als diese.

»Natürlich bin ich mir sicher, werte Baronin. Wenn es dem Erzherzog Albrecht, der ebenfalls besorgt an die Unfallstelle eilte, persönlich so berichtet wurde, kann doch kein Zweifel an dieser Aussage bestehen.«

Mit meiner Mutter würde er nie so freundlich sprechen, wenn sie seine Worte in Zweifel gezogen hätte, dachte Sophie bitter.

Henriettes schmale Gestalt verschwand fast in dem Fauteuil, in den sie gleich nach ihrem Eintritt in den Salon gesunken war. Sie hatte bislang kaum ein Wort gesagt. Nun schluchzte sie auf. »Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl. Eine schlimme Vorahnung!«

Arthur fuhr ein wenig zu heftig zu ihr herum. »Nun ängstigen Sie unsere gute Baronin doch nicht noch mehr, Henriette! Ich sagte doch bereits, dass den Jungen gar nichts passiert sein kann.«

Sophies Mutter verstummte. Sophie selbst, die mit ihrer Vermutung wieder einmal recht behalten hatte, dass ihr Stiefvater nicht die gleiche Geduld mit ihrer Mutter haben würde wie mit Helene Vetsera, wechselte bedeutungsvolle Blicke mit Hanna und Marie Alexandrine, genannt Mary, den zwei Töchtern der Baronin. Die beiden waren kurz vor neun Uhr in Begleitung der Gesellschafterin eingetroffen, die zum gehobenen Personal der Vetseras gehörte und unbeachtet in einer Ecke des Raums auf einem unbequemen Stuhl saß. Als männlicher Schutz hatte sie zudem deren erster Diener begleitet, der neben ihr hockte und jetzt eine Hand hob.

»Wenn es die gnädige Frau erlaubt, könnte ich mich auf die Suche nach den jungen Herren machen. Vielleicht kann mich ja der Diener des gnädigen Gastgebers begleiten.«

»Das ist eine wunderbare Idee«, strahlte Helene Vetsera, während Arthur von Freiberg säuerlich dreinblickte. Doch er schlug es Helene natürlich nicht ab.

Das lag nicht nur daran, dass er sich das Wohlwollen der Baronin uneingeschränkt erhalten wollte, mutmaßte Sophie. Offensichtlich schwärmte er auch für die südländische Schönheit, die im gleichen Alter wie Henriette war.

Im Kaffeehaus ihres Onkels, das auch die Baronin öfter besuchte, hatte Sophie schon so manchen Klatsch mitangehört.

Helene Vetsera eilte der Ruf voraus, eine lebenslustige Frau zu sein. Hinter vorgehaltener Hand flüsterte man sogar, dass sie einem Abenteuer nicht abgeneigt sei. Sophie hatte zwar nur eine vage Vorstellung davon, was dies bedeuten mochte, wusste von Ida, der Kassiererin des Kaffeehauses, aber einiges über die Ehe der Vetseras.

Helene hatte, anders als Henriette einst Nikolaus von Wendenfels, ihren um zwanzig Jahre älteren Gatten Albin nicht aus Liebe geheiratet, sondern aus der pragmatischen Überlegung und Notwendigkeit heraus, sich selbst und ihre acht jüngeren Geschwister nach dem Tod der Eltern versorgt und behütet zu wissen. Zwar hinterließ ihr Vater Theodor Baltazzi seiner Familie ein sehr beträchtliches Vermögen. Aber bis auf die älteste, nach England verheiratete Schwester, waren Helenes Geschwister noch nicht volljährig, als ihr Vater plötzlich in Konstantinopel starb. Albin Vetsera, seinerzeit dort bereits im diplomatischen Dienst tätig, wurde zunächst deren Vormund.

Dann raffte eine tückische Krankheit auch Helenes Mutter drei Jahre nach dem Tod ihres Gatten hinweg. Jetzt waren die neun Geschwister Vollwaisen. Noch innerhalb des Trauerjahres fand Helenes Hochzeit mit Albin statt. Er hatte schon zu Lebzeiten der Mutter mit deren Einverständnis um das erst sechzehnjährige Mädchen geworben.

Vetsera war ein angesehener Diplomat, damals zwar noch nicht geadelt, aber überaus vertrauenswürdig. Helene gebar ihm vier Kinder. In Danzers Kaffeehaus tratschte das Personal, sie habe nach der Geburt des jüngsten Sohnes entdeckt, dass ihr das Leben noch mehr zu bieten habe als eine langweilige Ehe an der Seite eines kränklichen, hausbackenen Gemahls. Seit Albin Vetsera nach einer, aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit vorübergehenden Versetzung in den vorzeitigen Ruhestand im letzten Jahr wieder reaktiviert und nach Kairo entsandt worden war, führte Helene ein relativ eigenständiges Leben, von dem Sophies Mutter Henriette nur träumen konnte.

Nachdem die beiden Diener das Haus verlassen hatten, verstummte die Konversation im Salon des Palais Werdenfels. Helene stand nun am Fenster, dessen schwere Samtportiere sie zur Seite gezogen hatte, und starrte ununterbrochen auf die Straße hinunter, offensichtlich in der Hoffnung, die Vermissten auf diese Weise als Erste zu entdecken, wenn sie endlich nach Hause fänden. Arthur von Freiberg hatte sich dagegen, demonstrativ gelassen, in eine Zeitung vertieft. Hanna und Mary, die nebeneinander auf einem zweisitzigen Sofa saßen, waren Schulter an Schulter eingeknickt. Es war ja schon kurz vor Mitternacht.

Auch Henriette hielt die Augen geschlossen, wahrscheinlich um die Tränen zurückzuhalten und ihren Mann nicht gegen sich aufzubringen. An ihren zu Fäusten geballten Händen erkannte Sophie ihre innere Anspannung.

Sie selbst versuchte, sich erneut mit dem Gedanken an die neue Mandelmelange abzulenken, von der ihr Onkel Stephan gestern erzählt hatte, den sie ohne Wissen ihres Stiefvaters wieder einmal besuchte. Er plante, das heiße Getränk zu einer weiteren Spezialität des Cafés Prinzess zu machen. Allerdings war er mit der bisherigen Rezeptur nicht ganz zufrieden. Allein durch die Mandelmilch, die er, gemischt mit gewöhnlicher Kuhmilch, aufschäumte, erhielt das Getränk noch nicht das gewünschte Aroma.

Doch das Mandelöl, das er selbst gepresst hatte, war giftig. Zwar verlieh nur ein einziger Tropfen davon dem Kaffee den gewünschten köstlichen Geschmack. Und bislang hatte der Onkel keine Nebenwirkungen seiner Kostproben verspürt. Doch er wollte auf keinen Fall riskieren, seinen Gästen ein Getränk zu servieren, das ihnen schaden könnte.

Heute wollte sich Onkel Stephan zu einem bekannten Wiener Professor aufmachen, der sowohl in der Botanik als auch in der Chemie sehr gut bewandert war, um dessen Rat einzuholen. Sophie war sehr gespannt zu erfahren, was für ein Ergebnis der Besuch gebracht hatte.

»Da, eine Kutsche fährt vor!«, rief plötzlich Helene Vetsera von ihrem Fensterplatz aus. »Aber, ach ...« Ihre Stimme brach. »Es ist nur dein Bruder, Henriette, der Kaffeehausbesitzer.«

Anfangs war Sophie gleichermaßen erstaunt wie erfreut. Hatte etwa die schiere Macht ihrer Gedanken den Onkel jetzt hierhergeführt? Eigentlich mied er das Palais Werdenfels, seit Henriette mit Arthur verheiratet war, da er ihrem Gatten nicht willkommen war.

Aber ihre Freude verwandelte sich rasch in Furcht, als sie das entsetzte Gesicht ihrer Mutter sah, die aus ihrem Fauteuil aufgesprungen war. Auch die Baronin hielt sich beide Hände vor den Mund, als wollte sie einen Schrei unterdrücken.

»Was für eine Kunde mag Danzer uns wohl bringen?«, hörte Sophie sie murmeln.

Da klopfte es auch schon heftig an der Haustür und wenig später an der Tür zum Salon. An dem Hausmädchen vorbei, das Danzer gerade anmelden wollte, drängte sich der massige Mann in den Raum und blickte sich hektisch um.

»Ist Nikki nach Hause gekommen?«, fragte er, ohne einen der Anwesenden zuvor begrüßt zu haben.

Aus Henriettes Mund drang ein Jammerlaut. Auch Helene Vetsera starrte Danzer mit vor Panik geweiteten, riesigen Augen an. Anders als Henriette fand sie rasch ihre Sprache wieder. »Nein, Nikki und auch mein Sohn Laszi sind noch nicht da. Wir warten sehnsüchtig auf sie.«

»Waren die beiden heute Abend wirklich im Ringtheater?« Danzer klang in höchstem Maße beunruhigt.

Jetzt ergriff Arthur von Freiberg das Wort. »So ist es, werter Schwager. Doch sie werden bald heimkommen und sich eine gehörige Standpauke anhören müssen, weil sie ihre Mütter so in Angst und Schrecken versetzt haben.«

»So wissen Sie, dass das ganze Theater seit Stunden brennt?«

Arthur nickte betont gleichmütig. »Das wissen wir. Und auch, dass niemand zu Schaden gekommen ist.«

»Niemand zu Schaden gekommen?«, krächzte Danzer fassungslos. »Sie bergen die Leichen zu Dutzenden aus den Trümmern. Viele Körper sind so stark verbrannt, dass man die Menschen nicht einmal mehr identifizieren kann!«

»Woher haben Sie denn diese abstrusen Gerüchte?« Trotz seiner abwehrenden Antwort zuckte es jetzt nervös in Arthurs Gesicht.

»Gerüchte? Was für Gerüchte, Mann!« Danzer brüllte fast. »Ich habe selbst gesehen, was dort vor sich geht. Die Sorge um Nikki trieb mich vor das Ringtheater. Schließlich wusste ich ja von Phiefi, dass er eine Karte für die Aufführung dieser neuen Oper gewonnen hat.«

Nochmals blickte er sich hektisch um. »Und er ist nicht nach Hause gekommen?«

Die Blicke aus sechs entsetzten Augenpaaren waren ihm Antwort genug.

Danzer wandte sich an Sophie. »Weißt du, wo die Jungen ihre Plätze hatten?«

Sophie nickte. »Nikki hat es mir erzählt. Ganz vorn in der Nähe der Bühne. Ich glaube, es war die dritte Reihe.«

Alles Blut wich aus Danzers Gesicht. »Man sagt, dort und auf den Galerien gab es die meisten Toten.«

Henriettes Augen verdrehten sich. Mit einem Aufschrei sank sie zu Boden.

Nikki und Laszi kamen an diesem Abend nicht mehr nach Hause und befanden sich auch nicht unter den vielen Verletzten in den Wiener Spitälern. Selbst ihre Leichen konnten nicht gefunden werden.

Wochen später, als man die Asche siebte, fand man Laszis Manschettenknöpfe in den Trümmern. Da ruhten seine verkohlten Überreste ebenso wie die Nikkis und der vielen anderen bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Toten bereits in einem Gemeinschaftsgrab auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Für Sophie war dies das zweite Mal, dass sie einen geliebten Angehörigen viel zu früh verlor. Für ihre Freundin Mary Vetsera war es die erste Begegnung mit dem Tod.

Noch konnte niemand ahnen, wie sehr dieses Ereignis sie prägen würde.



Kapitel 3

Spanische Hofreitschule in Wien

April 1884, zweieinhalb Jahre später

»Schau, Phiefi! Da kommen sie! Es geht endlich los!«

Mary Vetsera rutschte aufgeregt auf ihrem Sitz in der ersten Galerie der ehrwürdigen Spanischen Hofreitschule hin und her und presste sich ihr Opernglas an die Augen.

Tatsächlich begann, begleitet von den Trompetenstößen der ihnen vorauseilenden Herolde, endlich der Einzug der fast einhundert Mitwirkenden an den Reiterspielen, dem sogenannten Reitkarussell, wie die Veranstaltung auch genannt wurde, die heute dort stattfand.

»Da!«, rief Mary erneut aufgeregt. »Da ist Mama in ihrem prachtvollen Kostüm!« Sie ignorierte das gezischte »Scht« ihrer um drei Jahre älteren Schwester Hanna, die links neben ihr saß und sie gerade in die Seite puffte, weil ihr Marys temperamentvoller Ausbruch offenbar peinlich war. »Und jetzt kommt auch Feri in seinem Pagenkostüm herein!«, jubilierte Mary weiter. Das war der jüngste Bruder der Schwestern Vetsera. Er würde in einer der Jagdszenen eine Dogge in die Arena führen.

Da Sophie, die an Marys rechter Seite Platz genommen hatte, kein Opernglas besaß und es nicht so aussah, als ob Mary ihr das eigene kurz leihen würde, richtete sie sich jetzt halb in ihrem Sitz auf und spähte über die steinerne Balustrade nach unten in die Arena.

Die Reiter und Fußgänger kamen von der linken Schmalseite

in die Halle, die sie in eleganter Manier bis zur mit roten Samtsitzen ausgestatteten Hofloge am anderen Ende des rechteckigen Saales durchquerten. Vor dieser blieben sie stehen und hoben die Hand zum Gruß, sowohl für die kaiserlichen Gäste als auch für den Erbauer der imposanten Reithalle, den längst verstorbenen Kaiser Karl VI., dessen Gemälde über der Hofloge prangte.

Alles, was in Wien Rang und Namen hatte, beteiligte sich an dieser grandiosen Vorstellung, für welche die Mitwirkenden mehr als zwei Monate lang jeden Nachmittag geprobt hatten. Es würden mittelalterliche Jagdspiele aufgeführt werden, im stetigen Wechsel mit kunstvollen Reitvorführungen verschiedener Gruppen.

Lautlos bewegte Sophie die Lippen, während sie die Namen der ihr bekannten Vorbeiziehenden aufzählte: Kinsky, Esterházy, Trauttmansdorff, Auersperg und viele andere mehr. Alle bekannten Wiener Familien des Hochadels schienen vertreten zu sein.

Plötzlich fiel Sophie ein besonders stattlicher Reiter ins Auge. Er trug ein goldbesticktes rotes Samtgewand über engen dunkelblauen Reithosen und schwarze, bis zu den Knien reichende Stiefel. Dazu einen kecken, mit einer roten Feder geschmückten Hut.

Sophie stieß Mary in die Seite. »Wer ist dieser junge Mann?« Sie zeigte verstohlen mit dem Zeigefinger auf ihn, als Mary nicht gleich wusste, wen sie meinte. Die Freundin richtete ihr Opernglas auf den Reiter.

»Ach, der!«, meinte sie abfällig. »Er heißt Richard von Löwenstein und stammt aus einer Familie, die völlig verarmt sein soll!«

»Und wieso kann er sich dann ein so prächtiges Gewand leisten?« Mary hatte Sophie erst gestern erzählt, dass das Falknerinnen-Kostüm ihrer Mutter Helene zusammen mit Feris Pagen-tracht an die tausend Gulden gekostet hatte.

Die Freundin zuckte nur gleichgültig mit den Achseln und

richtete ihr Glas nun auf die Hofloge, in der gerade weitere Mitglieder der kaiserlichen Familie Platz genommen hatten. Obwohl Mary die dort sitzenden Personen auffällig lange musterte, maß Sophie dem zunächst keine Bedeutung bei. Bis Hanna ihre dreizehnjährige Schwester erneut in die Seite puffte. »Der Kronprinz und seine Gemahlin sind noch nicht eingetroffen. Das siehst du doch auch ohne Glas«, raunte sie Mary zu.

Das Spektakel nahm seinen Fortgang. Unter dem gleißenden Licht der mit Gaslicht betriebenen Kronleuchter boten die dazu eingeteilten Mitwirkenden die erste Szene dar. Es war eine Hirschjagd. Interessiert verfolgte Sophie das Geschehen und wurde sich wieder einmal bewusst, wie privilegiert sie dank ihrer in den Jahren seit Nikkis und Laszis Tod immer enger gewordenen Freundschaft mit Mary Vetsera war.

Ihr Sitzplatz in der Mitte der ersten Galerie bot nach der Hofloge die beste Aussicht auf das Geschehen. Selbst wenn sich Sophie diesen Platz hätte leisten können, hätte ihr aufgrund ihres niedrigen Rangs in der Wiener Gesellschaft höchstens einer der sechshundert Stehplätze zugestanden. Wenn man sie überhaupt berücksichtigt hätte! Die drei geplanten Vorstellungen waren seit Monaten ausverkauft.

Nach der Jagdszene bot eine Gruppe aus acht einander paarweise zugeordneten Reitern und Reiterinnen eine Reitquadrille dar. Anfangs verfolgte Sophie auch diese Szene mit Interesse. Sie erkannte unter den Darstellenden die Gräfin Marie Louise Larisch-Wallersee, eine Nichte der Kaiserin und Bekannte der Vetseras, welcher sie jüngst in deren Palais in der Salesiangasse begegnet war. Sie ritt einen herrlichen Schimmel, der wahrscheinlich aus den Ställen der Reitschule stammte. Auch sie trug ein prachtvolles Gewand aus schwarzem, mit kostbaren und aufwendigen Goldstickereien übersättem Samt. Der entsprechend dazu passende Hut mit der ausladenden Krempe war schief auf ihren mit einem goldenen Netz zusammengehaltenen Haaren befestigt und mit weißen Straußenfedern garniert.

Die Reitquadrille mit ihren kunstvollen, von Pferden und Reitern perfekt zur Musik einer Kapelle dargebotenen Figuren nahm kein Ende. Unwillkürlich schweiften Sophies Gedanken wieder einmal zu ihrem alltäglichen Leben im Palais Werdenfels ab, aus dessen Eintönigkeit sie ab und an lediglich die großzügigen Einladungen der Vetseras rissen.

Seit Nikkis tragischem Tod verlief das Leben in ihrem Zuhause endgültig in anderen Bahnen. Von diesem Schicksalsschlag hatte sich ihre Mutter Henriette bis heute nicht erholt. Zumal die tragische Verkettung von Versäumnissen aller Art den Tod so vieler Menschen noch sinnloser erscheinen ließ.

Erst im Rahmen einer nachträglichen Untersuchung hatte sich herausgestellt, dass das Bühnenpersonal das tatsächlich durch eine Gasexplosion entfachte Feuer im Ringtheater zunächst dilettantisch selbst zu löschen versucht hatte, anstatt das Publikum unverzüglich zu evakuieren.

Zudem waren etliche Sicherheitsmaßnahmen in eklatanter Weise vernachlässigt worden. Der Drahtvorhang, der die Bühne vom Zuschauerraum abtrennte, war beim Ausbruch des Brandes bereits hochgezogen worden. Als man endlich versuchte, diese Schutzbarriere wieder hinabzulassen, war es zu spät gewesen: Die Handkurbel, mit der der Vorhang bedient wurde, brannte bereits lichterloh. Auch die vorgeschriebene Notbeleuchtung war noch nicht installiert worden.

Unseligerweise hatte das flüchtende Personal den Brand zudem auch noch angefacht, indem es sich nach den vergeblichen Löschversuchen durch das hinter der Bühne gelegene Rolltor in Sicherheit brachte und dadurch Sauerstoff ins Gebäude eindringen ließ. Und nachdem man die Gaszufuhr endlich abgedreht hatte, erloschen außerdem sämtliche Lichter in den Sälen und Gängen, sodass sich die panische Menge in der Finsternis nicht mehr zurecht fand.

Doch es kam noch schlimmer: Während die Menschen im Theatergebäude um ihr Leben kämpften, verbreitete der

Wiener Polizeirat Dr. Landsteiner ohne jegliche Tatsachenbasis die Information, alle Besucher seien gerettet worden. Das führte dazu, dass Schutzmänner die herbeieilenden Helfer zunächst sogar daran hinderten, dem Gebäude zu nahe zu kommen. Fast vierhundert Menschen waren durch diese Kombination von Dummheit und Leichtfertigkeit ums Leben gekommen.

Solange ihre Mutter in tiefster Melancholie das Bett hütete und Arthur von Freiberg seiner Herrschsucht mehr denn je freien Lauf ließ, hatte Sophie es kaum noch zu Hause ausgehalten. Trotz der Katastrophe hatte ihr Stiefvater es nämlich nicht versäumt, ihr als Strafe für den heimlichen Besuch bei ihrem Onkel Stephan am Vortag des Unglücks unbeschränkter Hausarrest aufzuerlegen.

So schien ihre Lage völlig trostlos, als zwei Umstände schließlich doch noch zu einer Erleichterung führten. Nach Laszisz Tod hatten sich die Eltern Vetsera dazu entschlossen, den Privatunterricht ihrer Töchter Hanna und Mary, an dem auch Sophie bislang teilgenommen hatte, zu beenden und beide Mädchen auf öffentliche Schulen zu schicken. Sophie wäre gerne wie die ältere Hanna ins Pensionat Sacré Coeur gegangen, das anspruchsvoller war als das Erziehungsinstitut für adlige Mädchen, das die Salesianerinnen in ihrem Kloster am Rennweg gleich nebenan unterhielten und das Mary Vetsera besuchte. Doch trotz der diesbezüglichen Empfehlung des Hauslehrers der Vetseras war Arthur von Freiberg dagegen gewesen, weil das Sacré Coeur ein höheres Schulgeld verlangte als die Klosterschwestern.

Allerdings hatte Sophie sich rasch über dieses kleinliche Verbot hinweggetröstet, weil der gemeinsame Besuch in der nur ein paar Gehminuten von den beiden Familien-Palais entfernten Klosterschule ihre Freundschaft mit Mary, die nur neun Monate jünger war als sie, vertieft hatte. Mary war ein vor Leben und Abenteuerlust geradezu übersprühendes Geschöpf, ge-

wann aber, anders als Hanna und Sophie, dem Lernen nicht allzu viel ab.

Im Gegenzug für die häufigen Einladungen bei den Vetseras war es Sophie daher zur Gewohnheit geworden, Mary in der Schule zu unterstützen. Oft ließ sie die Freundin nachmittags ihre Hausaufgaben abschreiben, wenn die Mädchen einander besuchten. Besonders in Sophies Lieblingsfächern »Französische Konversation« und »Deutsche Literatur« sowie »Geografie« bewies Mary nicht allzu viel Talent.

Ihr lagen die praktischen Fächer »Haushaltsführung« und »Ausrichtung von Festlichkeiten« mehr, die allerdings auch für Sophie eine unerschöpfliche Quelle von Ideen waren, die sie zum Teil daheim, vor allem aber im Kaffeehaus ihres Onkels zur Umsetzung vorschlagen konnte.

Erst kürzlich hatte Sophie den Serviermädchen im Prinzess beigebracht, die blütenweißen gestärkten Leinenservietten zu Schwänen oder Blüten zu falten, wie sie es im Unterricht gelernt hatte. Sehr willkommen waren auch ihre neu erworbenen Kenntnisse, mithilfe einer Mischung aus Kernseife und Ochsen-galle selbst hartnäckige Flecken aus Schürzen und Tischtüchern zu entfernen.

Denn ihren geliebten Onkel Stephan konnte Sophie im Augenblick so oft besuchen, wie sie es einrichten konnte. Das lag daran, dass ihr Stiefvater Arthur von Freiberg seiner diplomatischen Tätigkeit im Ausland schon seit über zwei Jahren wieder nachging und er nur zu den hohen Festtagen auf Urlaub nach Wien kam. Auch diesen glücklichen Umstand verdankte Sophie den Vetseras.

Der tragische Tod seines Sohnes hatte natürlich auch dessen Vater Albin Vetsera von Kairo nach Wien gerufen, wo er am Requiem für Laszi und Nikki in der Kapelle Sacré Coeur teilnahm. Zahlreiche Kondolierende kamen zur Trauerfeier. Sogar das Kaiserpaar übermittelte telegrafisch sein Beileid.

Im Anschluss daran besuchte man gemeinsam das Massen-

grab auf dem Wiener Zentralfriedhof, in dem außer den in die Oper entsandten Schülern des Major-Frieß'schen-Instituts fast einhundert weitere, bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Opfer ruhten.

Während Albin Vetseras Urlaub in Wien hatte sich Arthur von Freiberg bei ihm über seine ins Stocken geratene Karriere beklagt. Daraufhin riet Albin seinem ehemaligen Mitarbeiter Arthur, sich erneut für ein Amt im Ausland zu bewerben, und bot ihm an, ihn für eine gerade frei gewordene Stelle in seiner eigenen Behörde in Kairo vorzuschlagen.

Zu Sophies unendlicher Erleichterung nahm Arthur dieses Angebot an, wahrscheinlich in der Hoffnung, dadurch ebenfalls vom Ritter- in den Freiherrnstand erhoben zu werden, wie es bei Albin der Fall gewesen war. Dass dies bislang nicht geschehen war, erfüllte Sophie mit einer Mischung aus Schadenfreude und Furcht, ihr Stiefvater käme eines Tages, frustrierter denn je, dauerhaft wieder nach Wien zurück.

Fast wäre Arthurs Versetzung im letzten Moment noch daran gescheitert, dass sich Henriette außerstande sah, ihrem Haushalt im Palais Werdenfels wieder vorzustehen. Hier wusste zum Glück ihr Bruder Stephan Rat und überredete seine langjährige Mitarbeiterin Ida, die inzwischen zur Aufseherin im Café Prinzess aufgestiegen war, stattdessen als Mamsell Henriettes Haushalt zu führen. Ida hatte sich mit einem lachenden und einem weinenden Auge aus ihrem geliebten Kaffeehaus verabschiedet, kam ihrer neuen Aufgabe im Palais Werdenfels bislang jedoch ausgezeichnet nach.

Das gab Henriette die Möglichkeit, täglich mehrere Stunden lang auf den Knien im Gebet für ihren verstorbenen ersten Gatten und Nikki in der Kirche der Salesianerinnen zu verbringen. Und obwohl es keinerlei gesellschaftliches Leben mehr im Hause Werdenfels-Freiberg gab, konnte Sophie als Marys beste Freundin an vielen Vergnügungen und Lustbarkeiten teilnehmen, denen sich die Damen Vetsera nach Ablauf der Trauerzeit

um Laszi erneut widmeten. Diesem Umstand verdankte Sophie auch die heutige Einladung in die Spanische Hofreitschule.

Endlich war die Reitquadrille zu Ende. Sophies Aufmerksamkeit wurde wieder auf das Geschehen in der Arena gelenkt, wo umfangreiche Umbaumaßnahmen stattfanden. Es schien, als ob zwei Reitbahnen eingerichtet werden würden, an deren Ende jeweils Tierköpfe aus Pappmaschee baumelten.

Mary stieß Sophie aufgeregt in die Seite. »Jetzt wird's wieder spannend. Sie richten die Bühne für das Stechen her!«

»Brrr!« Beruhigend klopfte Richard von Löwenstein seinem temperamentvollen Hengst auf den Hals. Es war ein herrlicher Fuchs, den er erst seit einigen Wochen besaß. Richard hatte das Tier, eigentlich ein Rennpferd, Aristides Baltazzi abgekauft. Die Baltazzi-Brüder verfügten über einen exquisiten Reitstall und hatten schon etliche Preise bei den bekanntesten Pferderennen im In- und Ausland gewonnen.

Allerdings trieb Richard die Sorge um, wie er die Summe von tausendzweihundert Gulden je tilgen sollte, von der er bislang nur einhundert angezahlt hatte. Unwillkürlich huschte sein Blick zur Hofloge am anderen Ende des Saales. Kronprinz Rudolf war noch nicht erschienen.

Andererseits hatte Rudolf bereits genug um die Ohren. *Ich kann ihn unmöglich schon wieder anpumpen. Er hat mir erst im Jänner fünfhundert Gulden gegeben. Vorgeblich zwar nur geliehen, aber wir wissen ja alle beide, dass er sie nie zurückverlangen wird.*

Im vergangenen September hatte Kronprinzessin Stephanie endlich ihr erstes Kind geboren, über zwei Jahre nach der Hochzeit im Mai 1881. Zu Rudolfs großer Enttäuschung war es kein Junge, sondern »nur« eine Tochter, die er nach seiner Mutter Elisabeth nannte.

»Also bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als sie weiterhin in ihrem Bett aufzusuchen, um einen Thronfolger zu zeugen«, klagte Rudolf dem wie immer bei diesem Thema verlegenen

Richard sein Leid. »Du kannst dir überhaupt nicht vorstellen, wie öde das ist! Wenn ich dabei nicht beständig an Minchen denken würde, käme ich gar nicht zurande!«

Minchen war Rudolfs neueste Flamme. Sie war wie etliche seiner anderen Gespielinnen zuvor eine Luxusprostituierte aus dem Haus der Johanna Wolf, der Inhaberin des teuersten Wiener Bordells. Sie tarnte ihr Freudenhaus mit einer ehrbar wirkenden Weißwarenhandlung und akzeptierte nur betuchte Gäste für ihre »Damen«. Allerdings hätte sich auch gar kein anderer Kundenkreis die immensen Preise für die angebotenen Dienste leisten können.

Die exklusivsten Freudenmädchen, aus deren Kreis Rudolfs Geliebte stammte, beherrschten nicht nur die gesellschaftlichen Formen perfekt, sondern sogar mehrere Sprachen.

Nun hatte Rudolf Richard erst bei ihrem letzten Treffen vor zwei Tagen gestanden, Stephanie sei hinter sein neues Verhältnis gekommen. »Wer ihr das zugetragen hat, weiß ich nicht«, beklagte er sich weiter. »Das Weib ist maßlos in seiner Eifersucht. Ich traue ihm zu, einen furchtbaren Skandal anzuzetteln, wenn ich mich weiter mit Minchen abgebe.«

Obwohl Stephanie, die immer plumper und unattraktiver wurde, Richard überhaupt nicht sympathisch war, tat ihm die Kronprinzessin wieder einmal leid. *Sie hat wahrlich kein leichtes Los, sinnierte er, während Rudolf dumpf vor sich hin brütete. Mit einer Schwiegermutter, die über sie spottet, einem Mann, dem sie gleichgültig ist, und einem Hofstaat, der sie nicht ausstehen kann.*

Allerdings tat auch die Kronprinzessin nach wie vor nichts dafür, sich bei anderen beliebt zu machen, sondern stieß die Menschen in ihrer nächsten Umgebung immer wieder vor den Kopf.

»Hast du denn jemanden im Verdacht, der ihr die Affäre zugetragen haben könnte?«, fragte er Rudolf. Der zuckte nur ratlos mit den Schultern.

»Philipp von Sachsen-Coburg vielleicht?«, schoss Richard

ins Blaue. Das war der Gatte von Louise, Stephanies Schwester, und ebenfalls ein häufiger Gast in Johanna Wolfs Bordell.

Rudolf winkte ab. »Das glaube ich nicht. Der hat doch selbst viel zu viel vor seiner Frau zu verbergen.«

Richard war nicht überzeugt gewesen, hatte das ihm leidige Thema aber auch nicht weiterverfolgt.

Jetzt holte er tief Luft und versuchte, sich auf die bevorstehende Herausforderung in der Reithalle zu konzentrieren. *Hoffentlich geht es mit Herkules gut!*, bangte er. Der Hengst war als ausgebildetes Rennpferd an die Schnelligkeit auf längeren Distanzen gewöhnt, wie sie die Längsseite dieser Arena aber nicht bot.

Richard nahm nur aus Prestige Gründen am Reitkarussell teil. Auch die Löwensteiner sollten unter all den großen Namen nicht fehlen. Deshalb hatte er sich wieder einmal von seinem Dienst als Hauptmann des 2. Dragonerregiments in Wiener Neustadt beurlauben lassen und war heute Morgen nach Wien geeilt, ohne bei den vorherigen Proben mit trainiert zu haben. Er vertraute auf seine exquisiten Reitkünste. Dass Herkules möglicherweise nicht das richtige Pferd für das Tierkopfstechen war, war ihm erst heute früh in den Sinn gekommen.

Über einen weiteren Punkt war er sich allerdings im Klaren: Es tat seiner Karriere nicht gut, sich dauernd von seinem Posten zu entfernen, um Kronprinz Rudolf zu treffen, mit den Baltazzi-Brüdern den feinen Jockey-Club zu besuchen oder sich auf die im Mai stattfindenden Pferderennen im Prater vorzubereiten. Seit seinem Eintritt ins Regiment vor mehr als zwei Jahren war er kaum einen Monat am Stück im Dienst gewesen..

Rudolf hätte sich sicherlich auch hier in Wien, wie schon zuvor in den gemeinsamen Prager Zeiten, für ihn eingesetzt. Doch es erschien Richard nicht fair, den Kronprinzen darum zu bitten. Schließlich vernachlässigte er seinen Dienst ja tatsächlich immer wieder und hatte daher eine Beförderung zum Major nicht verdient.

Die Herolde stießen in ihr Horn und kündigten den Beginn des Wettkampfs an. Richard lenkte sein Pferd zur linken Seite der Bahn, die jetzt durch ein Gatter von der rechten Seite abgetrennt war. Ein als mittelalterlicher Knappe verkleideter Bediensteter reichte ihm im Tausch gegen Richards Hut die Lanze, mit deren stumpfem Ende er pro Ritt einen der drei Tierköpfe, die am Ende der Bahn aufgehängt waren, in vollem Galopp treffen und nach Möglichkeit sogar hinunterstoßen sollte.

War er bei den dafür geplanten drei Durchgängen erfolgreicher als sein Gegner auf der rechten Seite, erreichte er die nächste Runde. Insgesamt beteiligten sich acht Reiter an diesem Wettkampf, von denen immer einer pro Zweikampf ausschied. Die jeweiligen Sieger traten nach dem Losprinzip dann bis zum Finale erneut gegeneinander an.

Diese Übung erinnerte am ehesten an den Ursprung des Reitkarussells, der auf die mittelalterlichen Turniere zurückging. Seit mehreren Hundert Jahren fanden die Reiterspektakel in unregelmäßigen Abständen statt. Unter Kaiserin Maria Theresia hatte es im Jahr 1743 sogar ein reines »Damen-Karussell« gegeben, mit dem die Regentin zum einen die Vertreibung ihrer Feinde aus Prag feiern, zum anderen wohl zeigen wollte, dass auch Frauen zu außergewöhnlichen Leistungen fähig waren. Seither galten die »Amazonen«, wie die weiblichen Teilnehmer genannt wurden, als ein unverzichtbarer Bestandteil der Reiter-spiele, auch wenn sie am Tierkopfstechen nicht teilnahmen.

Dieser besondere Wettkampf hatte nach der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahr 1683 sogar eine symbolische Bedeutung gehabt. Bis zum Wiener Kongress hingen beim »Türkenkopfstechen« nachgebildete Häupter der ehemaligen Todfeinde an den Schnüren, bis sie durch Tierköpfe ersetzt worden waren.

Die Herolde gaben das Zeichen zum Start. Richard drückte seinem Hengst die Sporen in die Weichen und preschte los.

»Wer wohl die letzte Runde gewinnen wird?« Sophie presste vor Aufregung ihre Hände vor den Mund.

Zu ihrer Überraschung hielt Mary ihr Opernglas jedoch nicht auf die Wettkampfbahn gerichtet, sondern erneut auf die Hofloge am Kopfende der Halle. Dort gab es nun tatsächlich Bewegung. In einer aufwendigen silbergrauen Robe trat gerade Kronprinzessin Stephanie ein, gefolgt von ihrem Mann, Kronprinz Rudolf, in einer weißen Galauniform.

Indigniert tippte Sophie Mary auf die Schulter. »Interessierst du dich gar nicht für das Wettstechen?«

Mary zuckte leicht zusammen und senkte das Glas. »Doch, doch«, murmelte sie, wirkte dabei aber abwesend. »Wer sind denn die letzten Reiter, die gegeneinander antreten?«

Jetzt war Sophie wirklich verwirrt. Nach jeder Zwischenrunde waren die Namen der Sieger von den Herolden laut und deutlich verkündet worden.

»Richard von Löwenstein und Graf Georg Larisch«, antwortete Hanna an ihrer statt. Auch sie musterte Mary kritisch.

Die senkte ihre großen dunkelblauen Augen und errötete leicht. Nervös strich sie mit ihren Händen über den Rock ihres weißen Atlaskleides mit dem bestickten Schößchen-Bustier und der breiten blauen, im Rücken zu einer großen Schleife gebundenen Schärpe, sagte aber nichts.

Sophies lindgrünes Nachmittagskleid war, wie immer im Vergleich zur Garderobe der Vetsera-Schwestern, weit schlichter geschnitten. Es wies weder auf der Vorder- noch auf der Rückseite aufwendige Volants, Spitzenapplikationen oder Stickereien auf. Auch war der Turnüren-Rock eher schlicht ohne üppige Drapierungen gehalten und lief in keiner angedeuteten Schleppe aus. Den einzigen Zierrat bildeten ein paar silberne Knöpfe am Bustier und cremefarbene Rüschen am runden Stehkragen und den Manschetten.

Das Hornsignal der Herolde lenkte Sophies Aufmerksamkeit wieder auf das Geschehen in der Rennbahn. Die Gegner

